

Fachhochschule Köln  
Cologne University of Applied Sciences

Forschungsschwerpunkt  
Nonformale Bildung

## **Inklusives Kinder- und Jugendreisen in Nordrhein-Westfalen**

### **Bericht zur Potenzialanalyse, ergänzte Version**

**Fachhochschule Köln  
Forschungsschwerpunkt Nonformale Bildung**

Köln, Oktober 2012

**Projektleitung:**

Prof. Dr. Andreas Thimmel

Prof. Dr. Andrea Platte

**Autorin:**

Judith Dubiski, M. A.

**unter Mitarbeit von:**

B. A. Thorsten Merl

Prof. Dr. Andrea Platte

Prof. Dr. Andreas Thimmel

Dipl. Päd. Anke Frey

M.A. Dipl. Soz.-Arb. Yasmine Chehata

gefördert mit Mitteln des

**Ministerium für Familie, Kinder,  
Jugend, Kultur und Sport  
des Landes Nordrhein-Westfalen**



## Inhalt

1. Einleitung – Projektgenese und Fragestellung .....	1
2. Kinder- und Jugendreisen als Feld non-formalen Lernens .....	3
3. Zum Begriff der „Inklusion“ .....	6
3.1 Der Diskurs um „Inklusion“ in Deutschland .....	6
3.2 „Im gemeinsamen Leben entsteht Normalität.“ – Konkretisierungen für Inklusion im non-formalen Bereich .....	8
4. Die Potenzialanalyse: Begrifflichkeiten und Vorgehen .....	11
4.1 Begrifflichkeiten: Inklusion, Behinderung, Jugendreisen .....	11
4.2 Stichprobe .....	11
4.3 Schriftliche Befragung .....	12
4.4 Interviews .....	12
5. Inklusives Kinder- und Jugendreisen in NRW: Der Status Quo .....	14
5.1 Die Befragten – allgemeine Daten aus den Fragebögen .....	14
5.2 Wer bietet „inklusive“ Reisen an? – Eine Frage der Definition .....	17
5.3 Die beschriebenen Reisen .....	22
5.3.1 Rahmenbedingungen .....	22
5.3.2 Die Teilnehmenden .....	30
5.3.3 Die Teams .....	34
5.3.4 Elternarbeit .....	37
5.3.5 Ausschreibung, Ansprache und Anmeldung .....	39
5.4 Auf dem Weg zur Inklusion: Organisationsstruktur und Teilnehmergewinning - Typen .....	42
5.5 Herausforderungen für die Träger und Hindernisse für inklusives Arbeiten .....	45
5.6 Bedarfe und Perspektiven der Träger für ihre weitere Arbeit .....	48
5.7 Zusammenfassung .....	50
6. Ansatzpunkte eines möglichen Implementierungsprozesses .....	52
6.1 Vorbemerkung: Das Dilemma einer Konzeptformulierung .....	52
6.2 Ansatzpunkte und Vorschläge für eine Implementierung .....	53
7. Abschließende Bemerkungen .....	59
Literatur .....	60

## 1. Einleitung – Projektgenese und Fragestellung

„Reisen bedeutet für viele Menschen ein Stück Lebensqualität. Andere Regionen, Länder oder Menschen kennenlernen, einfach am Strand die Seele baumeln lassen oder sich bewusst auf Entdeckungstour in die Natur begeben, am Wochenende eine Radtour planen – die Spielarten in diesem Bereich scheinen so weit, wie die eigene Phantasie oder der Geldbeutel reichen. Und wie ist hier die Situation für Menschen mit Behinderung? Können sie auch einfach spontan ins Blaue fahren?“ (LBB NRW 2011, S. 52)<sup>1</sup>

Mit diesen Sätzen beginnt die Dokumentation des Workshops „Reisen für Menschen mit Behinderung“, der vom Beauftragten der Landesregierung für die Belange der Menschen mit Behinderung in NRW organisiert, am 22. Februar 2011 in Düsseldorf stattfand. Mit Blick speziell auf Kinder und Jugendliche heißt es weiter, dass sich Inklusion entsprechend der UN-Behindertenrechtskonvention auf alle Bereiche des alltäglichen Lebens beziehe und dementsprechend auch Kinder- und Jugendreisen inklusiv zu gestalten seien – wobei dafür „aber auch eventuell bislang getrennte Erfahrungswelten zusammengeführt werden“ müssten (ebd.). Die Teilnehmenden des Workshops brachten die Erwartung zum Ausdruck, dass gerade Kinder- und Jugendreisen einen Beitrag dazu leisten können, „Grenzen im Miteinander zu überwinden und Gemeinsamkeiten zu entwickeln.“ (ebd., S. 58)

Zu den Schlussfolgerungen des Workshops gehörte die Feststellung, dass das empirisch gesicherte Wissen über den Bereich des Reisens für Menschen mit Behinderung insgesamt und gerade auch über inklusives Kinder- und Jugendreisen bislang äußerst gering ist.

Vor diesem Hintergrund entstand das Projekt „Potenzialanalyse Inklusives Kinder- und Jugendreisen in NRW“, das mit finanzieller Förderung des Ministeriums für Familie, Kinder, Jugend, Kultur und Sport des Landes Nordrhein-Westfalen von November 2011 bis Mai 2012 am Forschungsschwerpunkt Nonformale Bildung der Fachhochschule Köln umgesetzt wurde. Das Projekt versteht sich als Vorstudie zur Bestandsaufnahme und zur Erarbeitung von Empfehlungen für die weitere Entwicklung des inklusiven Kinder- und Jugendreisens. Es hat zum Ziel,

- *erstens* einen datenbasierten Überblick über bereits vorhandene Angebote des inklusiven Kinder- und Jugendreisens im Land zu geben,
- *zweitens* Erfahrungen aus der Praxis zu eruieren und zu systematisieren und, darauf aufbauend,
- *drittens* einen konzeptionellen Vorschlag für einen längerfristigen Prozess zur weiteren Implementierung inklusiven Kinder- und Jugendreisens zu erarbeiten.

Dabei sind die Zusammenarbeit mit und die Rückbindung der Ergebnisse an die Praxis sowie die Vernetzung mit AkteurInnen des inklusiven Kinder- und Jugendreisens auch über Nordrhein-Westfalen hinaus von zentraler Bedeutung. Am 17. April 2012 fand zu diesem Zweck im Rahmen des Projekts ein Workshop mit ausgewählten Personen in unterschiedlichen Positionen des Arbeitsfeldes sowie mit VertreterInnen der Jugendarbeits- bzw.

---

<sup>1</sup> Beauftragter der Landesregierung für die Belange der Menschen mit Behinderung in Nordrhein-Westfalen (LBB NRW) (2011): Inklusion macht die Gesellschaft reicher. Durchsetzen, mitwirken, anregen. Düsseldorf

Jugendreiseforschung statt, bei dem erste Erkenntnisse der Studie diskutiert und Ideen für die Weiterarbeit entwickelt wurden. Einmal mehr zeigte sich hier, dass ein Dialog zwischen Wissenschaft und Praxis in diesem Format noch selten geführt wird, für beide Seiten aber in hohem Maße gewinnbringend sein kann. Auf verschiedenen Tagungen wurde das Thema außerdem in weitere Diskurse eingebracht, so beispielsweise auf der 26. Internationalen Jahrestagung der InklusionsforscherInnen vom 29.02. bis 03.03.2012 am Ammersee, auf der deutlich wurde, dass auch im Diskurs der Forschung zu Inklusion der Blick auf non-formale Bildungsbereiche, die Kinder- und Jugendarbeit und speziell auf das Thema Reisen bislang weitestgehend fehlt.

Dieser Bericht stellt die Ergebnisse der Potenzialanalyse dar und zeigt Möglichkeiten für weitere Entwicklungen auf:

In **Kapitel 2 und 3** werden die – bislang getrennt voneinander geführten – Diskurse um das Kinder- und Jugendreisen auf der einen und Inklusion auf der anderen Seite kurz umrissen und in **Kapitel 3.2** skizzenhaft zusammengeführt.

**Kapitel 4** stellt das Forschungsdesign des Projekts dar und klärt die begrifflichen Setzungen, mit denen gearbeitet wurde.

In **Kapitel 5** wird der so erhobene Status Quo des inklusiven Kinder- und Jugendreisens in NRW ausführlich dargestellt und die besonderen Herausforderungen und Bedarfe des Arbeitsfeldes systematisiert. Dabei bietet **Kapitel 5.7** eine Zusammenfassung der wichtigsten Ergebnisse.

Darauf aufbauend entwirft **Kapitel 6** ein mögliches Implementierungskonzept, welches auf bewährte Konzepte des Inklusionsdiskurses und der Inklusionspraxis zurückgreift und diese für die Kinder- und Jugendarbeit, und speziell für das Kinder- und Jugendreisen nutzbar macht.

## 2. Kinder- und Jugendreisen als Feld non-formalen Lernens

Außerschulische Lernorte, im Kontext der EU-Jugendpolitik auch als non-formale Bildungsbe-  
reiche<sup>2</sup> bezeichnet, ermöglichen Lernprozesse, die für die Entwicklung von jungen Menschen  
von besonderer Bedeutung sind und die als wichtige Ergänzung neben schulischer / formaler  
Bildung inzwischen allgemein anerkannt sind. Neben persönlichem, schul- und arbeitswelt-  
bezogenem, biografischem, ganzheitlichem, sozialem und politischem Lernen geht es auch  
um Freizeit, Spaß, Geselligkeit, Gemeinschaftserfahrung und besondere Erlebnisse durch Pri-  
märfahrungen.

Mit Werner Thole lassen sich als Leitlinien der außerschulischen Kinder- und Jugendarbeit  
die Freiwilligkeit, Partizipation, Integration, Lebensweltorientierung, Gruppenorientierung,  
Biographieorientierung, Zeitorientierung, Alltagsorientierung, Förderung der Selbstwertkom-  
petenzen und die Regionalisierung und Dezentralisierung benennen. Diese allgemeinen  
Leitlinien sind konstitutiv für alle Handlungsfelder der Kinder- und Jugendarbeit und somit  
auch für das Kinder- und Jugendreisen.<sup>3</sup>

Seit einigen Jahren gewinnt das Kinder- und Jugendreisen an der Schnittstelle von Freizeit  
und Bildung in der Jugendarbeitsdiskussion wieder an Bedeutung in der politischen und  
öffentlichen Wahrnehmung. Als Teilbereich non-formaler Bildung und damit der Kinder- und  
Jugendhilfe im Sinne von §11 und 12 KJHG (SGB VIII) und entsprechend §10 Abs. 5 des  
Kinder- und Jugendförderungsgesetzes NRW (Kinder- und Jugendberufshilfe), bietet es  
Kindern und Jugendlichen in zeitlich begrenzten Maßnahmen die Möglichkeit, Anerkennung  
und Selbstwirksamkeit zu erfahren, neue Freunde und Freundinnen kennenzulernen, posi-  
tive Erfahrungen in der Gruppe zu machen und im touristischen und erfahrungsorientierten  
Sinne Neues zu erfahren, also ihren Horizont zu erweitern und neues Selbstvertrauen für die  
Bewältigung des Alltags zu erlangen. Im Kinder- und Jugendreisen erleben sich Kinder und  
Jugendliche für einen begrenzten Zeitraum außerhalb ihrer alltäglichen sozialen und räum-  
lichen Umwelt und haben damit potentiell die Möglichkeit, eingefahrene soziale Rollen als  
Schüler/Schülerin, Sohn/Tochter, „Looser“ in der Clique hinter sich zu lassen. Innerhalb der  
Gruppe können anhaltende oder zeitlich begrenzte Freundschaften entstehen, wobei mit  
Thimmel hier „die Möglichkeit entsteht, sich zeitweise unabhängig von den in der Erwachse-  
nenwelt vorherrschenden Differenzlinien wie kulturelle Herkunft, Bildungsstand der Eltern,  
finanzielle Ressourcen der Familie, sozialräumliche Segregation zu orientieren und zu  
entwickeln“ (Thimmel 2011, S. 150)<sup>4</sup>.

Teamer und Teamerinnen helfen den Teilnehmenden bei Fragen der Lebensbewältigung  
oder der Identitätsarbeit beispielsweise angesichts der Herausforderungen der Pubertät und

---

<sup>2</sup> vgl. u.a.: Europarat / Europäische Union (2011): Pathways 2.0 – Wege zur Anerkennung von nicht formalem Lernen / nicht  
formaler Bildung und Jugendarbeit in Europa. S.5. Abrufbar unter: [http://www.jugendfuereuropa.de/informationsange-  
bote/publikationen/](http://www.jugendfuereuropa.de/informationsange-<br/>bote/publikationen/) (28.05.2012)

<sup>3</sup> vgl. Thole, Werner (2000): Kinder- und Jugendarbeit: Eine Einführung. Weinheim. S. 259ff

<sup>4</sup> Thimmel, Andreas (2011): Stellenwert von Freizeiten für Kinder – wissenschaftliche und politische Begründungslinien. In:  
Peters, Heike / Otto, Stephanie / Ilg, Wolfgang / Kistner, Günter: Evaluation von Kinderfreizeiten. Wissenschaftliche  
Grundlagen, Ergebnisse und Anleitung zur eigenen Durchführung. Hannover. S.143-151

übernehmen oftmals eine wichtige Vorbildfunktion als erwachsene Bezugspersonen – oder mit Benno Hafener als „andere Erwachsene“<sup>5</sup> –, zu denen ein anderes Verhältnis aufgebaut werden kann als zu LehrerInnen und Eltern.

Kinder- und Jugendreisen können durch den für sie konstitutiven Kontextwechsel viele der genannten Effekte bewirken. Inzwischen liegen umfangreiche Evaluationsergebnisse vor, die belegen, welche große Bedeutung dem Kinder- und Jugendreisen aus Sicht der Kinder und Jugendlichen zukommt.<sup>6</sup> Dabei ist das pädagogische Setting des Kinder- und Jugendreisens allerdings voraussetzungsvoll. Christian Spatscheck benennt als Voraussetzungen für die Realisierung des Anspruchs von Jugendarbeit als eigenständigem Lernfeld Diskursivität im Sinne dialogischer Begegnungen zwischen den Teilnehmenden und den TeamerInnen und der gemeinsamen Reflexion über das Erlebte, die Bereitstellung von Schonräumen, in denen Autonomie und Selbstverantwortung erlernt werden können und die auch Fehlversuche zulassen, und die Gestaltung eines „Aneignungsfeldes“, welches „junge Menschen anhand interessanter Angebote anregt, Verantwortung für sich und andere zu übernehmen“ (Spatscheck 2005, S. 511)<sup>7</sup>. Für das Gelingen des potentiell Möglichen sind daher u.a. eine gute Infrastruktur und Finanzierung, adäquate Konzepte und hohe jugendpädagogische Kompetenz und Motivation bei den haupt- und ehrenamtlichen Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern notwendig.

Die Veranstalter von Kinder- und Jugendreisen sind zum einen Spezialanbieter (freie Träger, öffentliche Träger, privatwirtschaftlich operierende Träger), zum anderen führen öffentliche und freie Träger der Jugendhilfe, insbesondere kommunale Jugendarbeit, Offene Türen, Jugendbildungsstätten, Kirchen sowie Jugendverbände Ferienfreizeiten bzw. Kinder- und Jugendreisen durch.

Darüber, wie viele und welche Kinder und Jugendliche jährlich an Kinder- und Jugendreisen (im hier gemeinten Sinne, also nicht an rein touristischen Angeboten) teilnehmen, gibt es keine differenzierten und aktuellen Zahlen – weder für das gesamte Bundesgebiet noch für Nordrhein-Westfalen. Speziell Jugendliche mit Behinderungen als AdressatInnen/TeilnehmerInnen des Kinder- und Jugendreisens waren bisher in der Jugendreiseforschung nur ein Nischenthema, so dass auch hierzu bisher kaum systematische Information zur Verfügung stehen.<sup>8</sup> In §3 des Kinder- und Jugendförderungsgesetzes für NRW werden als besonders zu

---

<sup>5</sup> vgl. Hafener, Benno (1998): Der pädagogische Bezug. Thesen zur Standortbestimmung einer vernachlässigten Dimension der Jugendarbeit. In: Kiesel, Doron / Scherr, Albert u.a.: Standortbestimmung Jugendarbeit. Theoretische Orientierungen und empirische Befunde. Schwalbach/Ts. S. 104-126

<sup>6</sup> vgl. u.a. Ilg, Wolfgang (2008): Evaluation von Freizeiten und Jugendreisen. Einführung und Ergebnisse zum bundesweiten Standard-Verfahren. aej-Studien 7. Hannover // Ilg, Wolfgang / Diehl, Michael (2011): Jugendgruppenfahrten im Spiegel mehrbenenanalytischer Untersuchungen. Erfahrungen mit vernetzter Selbstevaluation in non-formalen Bildungssettings. In: Zeitschrift für Evaluation, Heft 10, S. 225-248 // Peters, Heike / Otto, Stephanie / Ilg, Wolfgang / Kistner, Günter (2011): Evaluation von Kinderfreizeiten. Wissenschaftliche Grundlagen, Ergebnisse und Anleitung zur eigenen Durchführung. Hannover.

<sup>7</sup> Spatscheck, Christian (2005): Jugendarbeit im beginnenden 21. Jahrhundert. Zentrale Kriterien für eine fachlich fundierte Positionierung. In: Neue Praxis, Heft 5, S. 510-521

<sup>8</sup> vgl. u.a. Buschmann, Mirja (2010): Kapuzenpulli meets Nadelstreifen. Herausgegeben vom Arbeitskreis G5. Neuss. S.68; *Einen Überblick bietet auch:* Buschmann, Mirja (2009): Das Wissen zur Kinder- und Jugendarbeit. Die empirische Forschung 1998-2008. Ein kommentierter Überblick für die Praxis. Herausgegeben vom Arbeitskreis G5. Neuss.

berücksichtigende Zielgruppen der Kinder- und Jugendhilfe Kinder und Jugendliche in benachteiligten Lebenswelten, Kinder und Jugendliche mit Migrationshintergrund sowie junge Menschen mit Behinderungen genannt.

Damit entspricht das Gesetz der Intention beispielsweise der UN-Konvention über die Rechte des Kindes, das bereits 1989 *alle Menschen* unter 18 Jahren unter besonderen Schutz stellt:

„Die Vertragsstaaten achten die in diesem Übereinkommen festgelegten Rechte und gewährleisten sie jedem ihrer Hoheitsgewalt unterstehenden Kind ohne jede Diskriminierung unabhängig von der Rasse, der Hautfarbe, dem Geschlecht, der Sprache, der Religion, der politischen oder sonstigen Anschauung, der nationalen, ethnischen oder sozialen Herkunft, des Vermögens, einer Behinderung, der Geburt oder des sonstigen Status des Kindes, seiner Eltern oder seines Vormunds.“<sup>9</sup>

In den Artikeln 28, 29 und 31 spricht die Konventionen Kindern auch das Recht auf Bildung, auf Ruhe, Erholung und Freizeit zu. Fast zwanzig Jahre später finden sich diese Rechte in einer weiteren wegweisenden UN-Konvention wieder, der Konvention über die Rechte von Menschen mit Behinderungen, auf die im Folgenden eingegangen wird.

---

<sup>9</sup> Wortlaut der UN-Konvention über die Rechte des Kindes, Artikel 2

### 3. Zum Begriff der „Inklusion“

#### 3.1 Der Diskurs um „Inklusion“ in Deutschland

Der Begriff der „Inklusion“ wurde spätestens mit der Ratifizierung der UN-Konvention über die Rechte von Menschen mit Behinderung (UN-BRK) in Deutschland im Jahr 2009 zu einem politischen Modewort und zu einem Thema, das auf unterschiedlichen politischen und gesellschaftlichen Ebenen sehr kontrovers diskutiert wird.

Die UN-Konvention konkretisiert die Allgemeinen Menschenrechte für Menschen mit Behinderung und will damit die Umsetzung der Menschenrechte *für alle* Menschen vorantreiben. Der Anwendungsbereich der Konvention bezieht sich dementsprechend auf alle Lebensbereiche. In Artikel 24 fordert sie explizit zur Verankerung von Inklusion als Querschnittsaufgabe auch im Bildungssystem auf und verbindet dies mit dem Ziel, „Menschen mit Behinderung zur wirksamen Teilhabe an einer freien Gesellschaft zu befähigen“ (vgl. Art. 24 Abs.1 der UN-BRK<sup>10</sup>). Artikel 30 zielt auf die gleichberechtigte Teilhabe am kulturellen Leben sowie an Erholung, Freizeit und Sport, und will sowohl sicherstellen, dass Kinder mit Behinderungen „gleichberechtigt mit anderen Kindern an Spiel-, Erholungs-, Freizeit- und Sportaktivitäten teilhaben können“, als auch den Zugang zu Dienstleistungen der Organisatoren von Erholungs-, Tourismus-, Freizeit und Sportaktivitäten für alle Menschen mit Behinderungen gewähren (Art. 30 Abs. 5, d+e).

Mit der Konvention wird ein Verständnis von „Behinderung“ festgeschrieben, welches davon ausgeht, dass eine Behinderung „aus der Wechselwirkung zwischen Menschen mit Beeinträchtigungen und einstellungs- und umweltbedingten Barrieren entsteht“ (Präambel der UN-BRK). Das Vorhandensein einer Behinderung wird also nicht mehr allein an medizinischen „Schädigungen“ festgemacht. Stattdessen wird anerkannt, dass es gerade die Wechselwirkung mit einstellungs- und umweltbedingten Barrieren ist, die Menschen mit Beeinträchtigungen „an der vollen und wirksamen Teilhabe auf der Grundlage der Gleichberechtigung mit anderen an der Gesellschaft hindern“ (ebd.). Damit wird auch die Kategorisierung von Menschen in „behindert“ und „nicht-behindert“ aufgehoben und zugleich ein dynamisches Bild von „Behindert-Sein“ und „Behindert-Werden“ entworfen (DRK 2012, S.23)<sup>11</sup>. Menschen mit Behinderungen werden nicht mehr als Objekte der Fürsorge, PatientInnen oder gar „Problemfälle“ betrachtet, sondern als Bürgerinnen und Bürger und somit als TrägerInnen unveräußerlicher Menschenrechte (vgl. Bundesbeauftragte 2009, S. 10f)<sup>12</sup>.

---

<sup>10</sup> Im vorliegenden Bericht wird die UN-BRK nicht nach ihrer offiziellen Übersetzung für Deutschland, Liechtenstein, Österreich und die Schweiz zitiert (<http://www.un.org/Depts/german/uebereinkommen/ar61106-dbgbl.pdf>), sondern nach der sog. „Schattenübersetzung“ des „Netzwerkes Artikel 3“, welche dem englischen Originaltext deutlich näher kommt. (<http://www.netzwerk-artikel-3.de/dokum/schattenubersetzung-endgs.pdf>) Rechtlich verbindlich sind nur die offiziellen Fassungen in den sechs UN-Sprachen Englisch, Französisch, Spanisch, Russisch, Chinesisch und Arabisch.

<sup>11</sup> Vgl. Deutsches Rotes Kreuz (2012): *Inklusive Schule – Beiträge der Jugendsozialarbeit*. Handreichung. Berlin. - Die deutsche Gesetzgebung folgt demgegenüber nach wie vor einem Verständnis von Behinderung, das stark von Normalitätsgedanken bzgl. der körperlichen, geistigen oder seelischen Entwicklung von Menschen in bestimmten Altersstufen geprägt ist; es handelt sich damit um eine weitestgehend statische Definition von Behinderung, die zudem ausschließlich auf das jeweilige Individuum ausgerichtet ist.

<sup>12</sup> Beauftragte der Bundesregierung für die Belange behinderter Menschen (2009): *Alle inklusive! Die neue UN-Konvention ...und ihre Handlungsaufträge. Ergebnisse der Kampagne alle inklusive!* Berlin

Zugrunde liegt dem die Vision einer Gesellschaft, die mit der ihr innewohnenden Heterogenität in einer Weise umgeht, die von Respekt und Wertschätzung *aller* Menschen geprägt ist und alle Menschen darin unterstützt, sich zu entfalten und ein Leben in Würde und Selbstbestimmung zu führen. Dabei bezieht sich Inklusion von ihrer Grundidee her nicht nur auf die Differenzlinie „behindert / nicht-behindert“, sondern umfasst alle Dimensionen von Heterogenität. Andreas Hinz fasst die Kernpunkte dieses Verständnisses von „Inklusion“ folgendermaßen zusammen:

- „Inklusion wendet sich der Heterogenität von Gruppierungen und der Vielfalt von Personen positiv zu.“
- „Inklusion bemüht sich, alle Dimensionen von Heterogenität in den Blick zu bekommen und gemeinsam zu betrachten. (...) Charakteristisch ist dabei, dass Inklusion sich gegen dichotome Vorstellungen wendet, die jeweils zwei Kategorien konstruieren (...).“
- „Inklusion vertritt die Vision einer inklusiven Gesellschaft, die Diskriminierung und Marginalisierung abbaut.“
- „Damit hat Inklusion immer auch eine visionäre Dimension, die besagt, dass Inklusion nie endgültig erreicht ist. (...)“ (Hinz 2008, S.33f)<sup>13</sup>

Wichtig erscheint dabei vor allem der letzte Punkt: Inklusion ist kein Zustand, sondern immer eine Richtung, eine Zielsetzung, oder mit Hinz „ein ‚Nordstern‘ mit einer wichtigen Orientierungsfunktion“ (ebd.).

Das „Herzstück“ von Inklusion – die Frage nach dem Umgang mit Heterogenität – ist eine Frage, vor der alle gesellschaftlichen Bereiche und gerade auch die außerschulische Jugendarbeit, die Jugendsozialarbeit, der gesamte Bereich des non-formalen Lernens permanent stehen. Von ihrer auch in der UN-BRK intendierten Grundidee her umschließt Inklusion *alle* Bereiche des Lernens: das formale genauso wie das non-formale und auch das informelle Lernen. In der Umsetzung der Konvention, bzw. der auf Bildung bezogenen Abschnitte, wird in der Bundesrepublik aus „Inklusion“ allerdings in erster Linie eine Leitidee und ein Orientierungsrahmen für politische Steuerung im *formalen* Bildungssystem. Dementsprechend beziehen sich vor allem der öffentliche und politische, aber auch der wissenschaftliche Diskurs bisher im Wesentlichen auf „Inklusion“ im formalen Bildungswesen und werden dort in hohem Maße emotional und kontrovers geführt. Ausgehend von der Tatsache, dass Bildung ein grundlegendes Menschenrecht ist und die Basis für eine gerechtere Gesellschaft darstellt, ist Inklusion jedoch als übergreifendes Prinzip sowohl der Bildungspolitik als auch der Bildungspraxis in allen Bereichen zu verstehen.<sup>14</sup>

Mit dem „Index für Inklusion“ (Booth/Ainscow, 2000)<sup>15</sup> lassen sich drei Dimensionen ausmachen, die für die Umsetzung von inklusiver Bildung gleichermaßen relevant sind: Zum einen geht es um *inklusive Kulturen*, also um eine Grund- und Werthaltung, ohne die alle

<sup>13</sup> Hinz, Andreas (2008): Inklusion – historische Entwicklungslinien und internationale Kontexte. In: Hinz, Andreas / Körner, Ingrid / Niehoff, Ulrich (Hrsg.): Von der Integration zur Inklusion. Grundlagen – Perspektiven – Praxis. Marburg. S.33-53

<sup>14</sup> vgl. Deutsche UNESCO-Kommission e.V. (kurz: DUK) (2009): Inklusion: Leitlinien für die Bildungspolitik. S.8. Abrufbar unter: <http://www.unesco.de/index.php?id=4162> (29.05.2012)

<sup>15</sup> Booth, Tony / Ainscow, Mel (2000, 2002): The Index for Inclusion. Developing Learning and Participation in Schools. Bristol (Deutsche Fassung: Boban, Ines / Hinz, Andreas (Hrsg.) (2003): Index für Inklusion. Lernen und Teilhabe in der Schule der Vielfalt entwickeln. Halle/Saale)

Bemühungen um Inklusion ins Leere laufen müssen; zweitens sind Veränderungen in den *Strukturen* und Systemen angesprochen – beispielsweise in Organisationsstrukturen oder, auf der Metaebene, im Bildungssystem; drittens geht es um eine Veränderung der konkreten *pädagogischen Praxis*, die aus der entsprechenden Werthaltung ohnehin notwendigerweise folgen muss.<sup>16</sup>

Im General Comment No. 13 zum Internationalen Sozialpakt<sup>17</sup> werden bereits im Jahr 1999 vier Strukturelemente genannt, die Voraussetzung für die Realisierung des *Rechts auf Bildung* bzw. für die Realisierung von *Rechten innerhalb der Bildungsgestaltung* sind (Platte 2012)<sup>18</sup>:

- *Availability*, also Verfügbarkeit der Angebote hinsichtlich räumlicher und zeitlicher Erreichbarkeit und finanzieller Hürden;
- *Accessibility*, also Zugänglichkeit der Angebote beispielsweise hinsichtlich Barrierefreiheit und Assistenz;
- *Acceptability*, also Annehmbarkeit der organisatorischen und inhaltlichen Rahmung der Angebote hinsichtlich ihrer Relevanz sowie kulturell angemessener, nicht-diskriminierender und qualitätsvoller Ausgestaltung;
- *Adaptability*, also Anpassungsfähigkeit der Angebote an die Bedürfnisse der Beteiligten – d.h. nicht die Teilnehmenden müssen sich an das Angebot anpassen sondern anders herum – sowie an die jeweiligen lokalen Kontexte und sich verändernden Bedingungen.

Angeregt durch die Ratifizierung der UN-Konvention und durch die Fokussierung auf Bildung im Sinne der Menschenrechte rücken diese Strukturelemente nun stärker ins Bewusstsein. Vor dem Hintergrund der o.g. drei Dimensionen bilden sie eine hilfreiche Analysefolie zur Beobachtung und Beschreibung beispielsweise der Angebote im Bereich des Kinder- und Jugendreisens in NRW.

### **3.2 „Im gemeinsamen Leben entsteht Normalität.“<sup>19</sup> – Konkretisierungen für Inklusion im non-formalen Bereich**

Versteht man Inklusion im oben beschriebenen Sinne als Leitidee oder Zielrichtung einer grundlegenden Veränderung von Gesellschaft, die auf einer von gegenseitigem Respekt geprägten Werthaltung beruht und sich durch alle Teilbereiche des Zusammenlebens und damit auch der Bildung zieht, wird deutlich, dass ein Umbau des formalen Bildungssystems hin zu einer „Schule für alle“ alleine nicht ausreicht. Vielmehr ist davon auszugehen, dass die Entwicklung inklusiver Haltungen umso besser gelingt, je selbstverständlicher sie eingeübt werden kann – je selbstverständlicher beispielsweise das Zusammensein mit Kindern und

---

<sup>16</sup> Zum Index für Inklusion siehe auch Kapitel 6.2 dieses Berichts.

<sup>17</sup> General Comment E/C 12/1999/10 des Committee on Economic, Social and Cultural Rights der UN. Abrufbar unter: <http://www.unhcr.ch/tbs/doc.nsf/> (29.05.2012)

<sup>18</sup> vgl. Platte, Andrea (2012, im Erscheinen): Inklusive Bildung als internationale Leitidee und pädagogische Herausforderung. In: Balz, Hans-Jürgen / Benz, Benjamin / Kuhlmann, Carola (Hrsg.): Soziale Inklusion: Grundlagen, Strategien und Projekte in der Sozialen Arbeit. Wiesbaden. S. 96-110.

<sup>19</sup> Zitat aus einem Interview im Rahmen der Potenzialanalyse (JBH)

Jugendlichen anderer kultureller Herkunft oder Religion, unterschiedlicher physischer Verfassung oder sozialer Herkunft für alle Kinder und Jugendlichen wird, und das eben nicht nur im Kontext Schule. Darauf zielen auch die o.g. Artikel 24 und 30 der UN-BRK.

In der Kinder- und Jugendarbeit wurden Diskurse um Ausgrenzung und Beteiligung entlang der verschiedenen Differenzlinien bislang jedoch zumeist in unterschiedlichen Kontexten und getrennt voneinander geführt. So wurde die Beteiligung von Kindern und Jugendlichen mit Migrationshintergrund im Kontext der Interkulturellen Öffnung thematisiert, Kinder und Jugendliche aus Armutslagen standen im Diskurs um soziale Teilhabe im Fokus, die Ausgrenzung und Einbeziehung von Kindern und Jugendlichen mit Behinderung/en war nur punktuell Thema. (vgl. Voigts 2012, S. 166)<sup>20</sup>

Annedore Prengel verdeutlicht in ihrer Expertise zu Inklusion in der Frühpädagogik, dass „Inklusion“ einerseits für die Aufhebung jeglicher kollektiver Zuschreibung mit etikettierender Wirkung steht:

„Das Inklusionskonzept überschreitet aber die Unterscheidung behindert/nichtbehindert, indem es weitere Differenzierungen mit einbezieht, wie: Schicht/Milieu, Kultur/Ethnie, Gender, sexuelle Orientierungen, Religion und andere. Inklusion geht aus von der Aufmerksamkeit für die Einzigartigkeit jedes Kindes sowie vom Ideal des gemeinsamen Lebens und Lernens aller Kinder mit der ganzen Bandbreite möglicher körperlicher, psychischer, sozialer und kognitiver Beschaffenheiten, einschließlich aller vorkommenden Stärken und Schwächen.“ (Prengel 2010, S.6f)<sup>21</sup>

Andererseits, so Prengel weiter, muss inklusive Pädagogik „klären, welche Formen der Differenzierung sie ihrerseits vorsehen will, denn auch sie muss überschaubare Gruppen bilden, um arbeitsfähig zu sein. Außerdem muss sie Wege finden, die beiden widersprüchlichen, aber gesellschaftlich miteinander verschweißten Modi der Differenzierung auseinanderzuhalten sowie in Beziehung zu einander zu setzen: ‚horizontal‘-gleichberechtigte Heterogenität und ‚vertikal‘-ungleiche Hierarchie“ (ebd., S.7, Herv.i.O.).

Als Aufgabe der Kinder- und Jugendarbeit ließe sich mit Voigts formulieren, dass allen Kindern und Jugendlichen die Möglichkeit gegeben wird, „in außerschulischen Angeboten mit Gleichaltrigen aus ihrem Sozialraum zusammenzutreffen und ihnen Raum zu geben, für ihre Interessen selbst einzutreten“ (Voigts 2012, S.168). Wichtig und zugleich besonders schwierig erscheint dabei, dass inklusive Kinder- und Jugendarbeit generell *vor Ort* stattfinden muss, damit Beziehungen zwischen Gleichaltrigen innerhalb ihrer Lebenswelt – und das heißt: im Lebensraum und direkten Wohnumfeld – entstehen können. Solange jedoch Kinder und Jugendliche mit Behinderungen Förderschulen fernab ihres Wohnortes und mit anderen Schul- und Therapiezeiten besuchen, ist es ihnen nicht möglich, Angebote der Jugendarbeit in ihrem Stadtteil zu besuchen. Dies verdeutlicht wiederum den engen Zusammenhang mit den Rahmenbedingungen des Schulsystems: „Diese Erkenntnisse verdeutlichen, dass es nahezu unmöglich erscheint, eine inklusive Kinder- und Jugendarbeit fernab

---

<sup>20</sup> Voigts, Gisela (2012): Inklusion als handlungsleitendes Ziel der Kinder- und Jugendarbeit. Die UN-Konvention über die Rechte von Menschen mit Behinderungen fordert positiv heraus. In: deutsche jugend, Heft 4, S.166-173

<sup>21</sup> Prengel, Annedore (2010): Inklusion in der Frühpädagogik. Bildungstheoretische, empirische und pädagogische Grundlagen. WiFF-Expertisen 5. München

von einer inklusiven Schule zu entwickeln. [...] Die Neugestaltung von Schule ist und bleibt der Dreh- und Angelpunkt auf dem Weg zu einer inklusiven Gesellschaft.“ (ebd.)

Insofern ist auch der non-formale Bildungsbereich – insbesondere die Jugendbildungsarbeit, Jugendverbandsarbeit, Jugendarbeit und Jugendsozialarbeit – aufgerufen, sich zu einem Ort inklusiver Bildung zu entwickeln. Aufgrund der im Vergleich zum formalen System grundlegend unterschiedlichen Strukturen können non-formale Angebote besonders günstige Ausgangsbedingungen für inklusive Bildung bieten, beruhen sie doch auf der Freiwilligkeit der Teilnahme und sind frei von den Zwängen der Leistungsbewertung – um nur zwei Aspekte zu nennen. Damit bieten sie besondere Freiräume für die Gestaltung inklusiver Lernprozesse, die u.a. ein hohes Maß an Partizipation aller Beteiligten zulassen, welche wiederum ein konstitutives Merkmal von Inklusion ist. Das für formale Kontexte charakteristische, i.d.R. unumgänglich hierarchische Verhältnis zwischen Lehrkräften und SchülerInnen lässt sich in non-formalen Angeboten unter bestimmten Bedingungen auflösen in ein von flachen Hierarchien gekennzeichnetes Miteinander; auch dies ist eine wichtige Bedingung für die Gestaltung von Gruppenprozessen im Sinne der Inklusion.

Zugleich steht der non-formale Bereich im Zusammenhang mit Inklusion aber auch vor besonderen Herausforderungen. So arbeitet eine Mehrheit der Träger in der Jugendarbeit, Jugendverbandsarbeit, Jugendbildungsarbeit und Jugendsozialarbeit zu einem großen Teil oder gar ausschließlich mit ehrenamtlichen Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern. Diese bringen eine Vielfalt an Qualifikationen und Vorerfahrungen mit, verfügen aber dementsprechend nicht alle über entsprechendes Fachwissen; sie bringen ihre Freizeit, viel Energie und ein hohes Maß an persönlichen und materiellen Ressourcen ein und erhalten im Gegenzug – wenn überhaupt – nur eine geringe Aufwandsentschädigung. Vor diesem Hintergrund ist auf die Gefahr einer Überfrachtung des Ehrenamtes durch immer neue Anforderungen hinzuweisen. Eine weitere Herausforderung besteht im zumeist eng gesteckten finanziellen Rahmen, in dem die gemeinnützigen Träger in der Regel arbeiten.

## **4. Die Potenzialanalyse: Begrifflichkeiten und Vorgehen**

### **4.1 Begrifflichkeiten: Inklusion, Behinderung, Jugendreisen**

Die vorliegende Potenzialanalyse geht von einem Inklusionsbegriff aus, der über die Differenzlinie „behindert / nicht-behindert“ hinausgeht, diese aber fokussiert; dementsprechend wurde versucht, in der Befragung auch andere Differenzlinien zu berücksichtigen. Um von den Befragten nicht von vornherein nur Informationen zu den Kategorien „behindert / nicht-behindert“ zu erhalten und um Missverständnisse zu vermeiden, wurde versucht, den Begriff „Inklusion“ bzw. „inklusiv“ erst möglichst spät einzubringen. Auf diese Weise sollte auch verhindert werden, dass Träger, die „inklusiv“ arbeiten, es aber nicht so benennen, oder Träger, die sich gegen den Begriff der „Inklusion“ wehren, sich nicht angesprochen fühlen und deshalb nicht an der Befragung teilnehmen. Dies bot zudem die Chance, den Begriff durch die Befragten selbst mit Bedeutung füllen und bewerten zu lassen.

Auch eine Eingrenzung des Verständnisses von „Behinderung“ wurde nicht vorab vorgenommen. Dies erwies sich als sinnvoll, da die befragten Träger es mit einem breiten Spektrum an spezifischen Bedürfnissen ihrer Teilnehmenden zu tun haben, das sich mit einer vorab festgelegten Definition kaum hätte abbilden lassen.

Unter „Kinder- und Jugendreisen“ versteht der vorliegende Bericht im oben beschriebenen Sinne Maßnahmen des pädagogisch begleiteten Reisens für Kinder und Jugendliche, die in Gruppen einen begrenzten Zeitraum von mehr als zwei Tagen an einem anderen als ihrem Heimatort verbringen; da die Potenzialanalyse im Feld des non-formalen Lernens angesiedelt ist, wurden Schulreisen und Klassenfahrten nur am Rande mit berücksichtigt.

### **4.2 Stichprobe**

Da keine systematischen Informationen über die Träger von Kinder- und Jugendreisen in NRW vorliegen und es nicht um eine Befragung mit Anspruch auf Vollständigkeit oder Repräsentativität ging, wurde ein Sample nach dem Schneeballprinzip gebildet: Ausgehend von den Kontakten des Kooperationspartners transfer e.V. und den am Projekt beteiligten MitarbeiterInnen der Fachhochschule wurde eine Liste von 99 Trägern erstellt, die sowohl auf postalischem als auch auf elektronischem Wege angeschrieben wurden. Darunter waren sowohl Jugendverbände, die zunächst auf Landesebene angeschrieben wurden, als auch kleinere lokal arbeitende Träger. Alle erhielten sowohl einen Fragebogen auf Papier als auch einen Link zur äquivalenten Online-Befragung mit der Bitte, diesen nach Möglichkeit selbst auszufüllen und ihn zudem in den jeweils eigenen Netzwerken oder Organisationsstrukturen weiter zu reichen.

Dementsprechend kann keine Aussage über die Rücklaufquote im engen Sinne getroffen werden, da nicht bekannt ist, wie viele Träger der Fragebogen auf die eine oder andere Weise erreicht hat. Nimmt man die ursprünglich angeschriebenen 99 Träger als Richtgröße an, ergibt sich eine Quote von ca. 60%. Insgesamt umfasste der Rücklauf 32 Papier- und 33

Online-Bögen, also insgesamt 63 verwertbare Bögen; zwei Fragebögen waren nur sehr bruchstückhaft ausgefüllt und wurden daher nicht in die Auswertung einbezogen.

Ein erstes ExpertInnen-Interview wurde mit einer in der Koordination und Konzeption von Reisen tätigen Person geführt, um zunächst auf einer Meta-Ebene einen Einblick in die aktuelle Situation des Kinder- und Jugendreisens in NRW und den Stand der Inklusions-Debatte in diesem Bereich zu bekommen.

Auf Grundlage der Informationen aus den Fragebögen wurden dann neun weitere InterviewpartnerInnen ausgewählt; dabei wurde auf ein breites Spektrum an Trägerstrukturen, Reiseformaten und Arbeitsweisen geachtet, um ein möglichst breites Bild der Arbeit vor Ort zu erhalten.

### **4.3 Schriftliche Befragung**

Um ein möglichst breites Bild vom aktuellen Angebot inklusiver Kinder- und Jugendreisen in NRW zu erhalten, wurden die Träger zunächst schriftlich befragt. Der Fragebogen bestand aus offenen, halboffenen und geschlossenen Fragen. Er erfasste zunächst Eckdaten zur jeweiligen Einrichtung und ihren Hauptaufgaben, dann bestand für die Träger die Möglichkeit, bis zu drei Reisen aus ihrem Angebot auszuwählen und anhand einer Reihe von Kriterien zu beschreiben; dabei ging es um die Rahmenbedingungen der jeweiligen Reise und um die Teilnehmenden. Schließlich wurde nach dem Team und allgemeinen Anmerkungen zum Thema gefragt.

Die Papier- und die Onlineversion des Fragebogens unterschieden sich nicht; dass beide Wege der Beantwortung möglich waren, sollte den Rücklauf steigern und die Weitergabe an andere Träger ermöglichen. Angesichts des Rücklaufs (zur Hälfte online, zur Hälfte per Post) kann diese Strategie als erfolgreich bewertet werden.

Die Daten aus der Papier- und der Onlinebefragung wurden zusammengeführt und mit SPSS 19 ausgewertet.

### **4.4 Interviews**

Das ExpertInnen-Interview (nach Meuser und Nagel 1997<sup>22</sup>) zu Beginn erfolgte relativ offen und folgte nur einem kurzen Leitfaden; auf diese Weise sollten Aspekte und Fragen generiert werden, die in der Leitfadenerstellung für die folgenden Interviews noch nicht berücksichtigt worden waren.

---

<sup>22</sup> Meuser, Michael / Nagel, Ulrike (1997): Das ExpertInneninterview. Wissenssoziologische Voraussetzungen und methodische Durchführung. In: Friebertshäuser, Barbara / Prengel, Annedore (Hg.): Handbuch Qualitative Forschungsmethoden in der Erziehungswissenschaft. Weinheim und Basel. S.481-491. Vgl. auch Liebold, Renate / Trinczek, Rainer: Experteninterview. In: Kühl, Stefan / Strodtholz, Petra (Hrsg.) (2002): Methoden der Organisationsforschung. Ein Handbuch. Hamburg. S.33-71

Die neun problemzentrierten Leitfaden-Interviews (nach Witzel 2000<sup>23</sup>) wurden alle telefonisch geführt und mit Einverständnis der Befragten digital aufgezeichnet. Sie wurden alle von der gleichen Person geführt und dauerten zwischen 45 und 70 Minuten. Die Gruppe der InterviewpartnerInnen setzte sich folgendermaßen zusammen: zwei InterviewpartnerInnen arbeiteten für Träger aus der Behindertenhilfe, zwei für Jugendhäuser, eine/r für einen gemeinnützigen Reiseanbieter, eine/r auf Landesebene für einen großen Jugendverband, vier InterviewpartnerInnen arbeiteten für Einrichtungen der katholischen und evangelischen Kirche. Eine/r der Befragten ist ehrenamtlich im Bereich Kinder- und Jugendreisen tätig, die anderen neun hauptamtlich. Unter den vertretenen Trägern war außerdem einer, der explizit nicht inklusiv arbeitet, d.h. eine hinsichtlich Behinderung homogene Teilnehmendengruppe hat. Insgesamt konnte auf diese Weise ein breites Spektrum an Trägern berücksichtigt und das Thema aus unterschiedlichen Perspektiven beleuchtet werden.

Alle zehn Interviews wurden anschließend voll transkribiert und unter Zuhilfenahme einer Software zur qualitativen Datenanalyse (MaxQDA) nach den Prinzipien der qualitativen Inhaltsanalyse (nach Mayring 2007<sup>24</sup>) ausgewertet.

---

<sup>23</sup> Witzel, Andreas (2000): Das problemzentrierte Interview. Forum: Qualitative Social Research, Vol.1, No. 1, Art. 22. Abrufbar unter: <http://www.qualitative-research.net/index.php/fqs/article/view/1132/2519> (28.05.2012)

<sup>24</sup> Mayring, Philipp (2007): Qualitative Inhaltsanalyse. Grundlagen und Techniken (7. Auflage, erste Auflage 1983). Weinheim

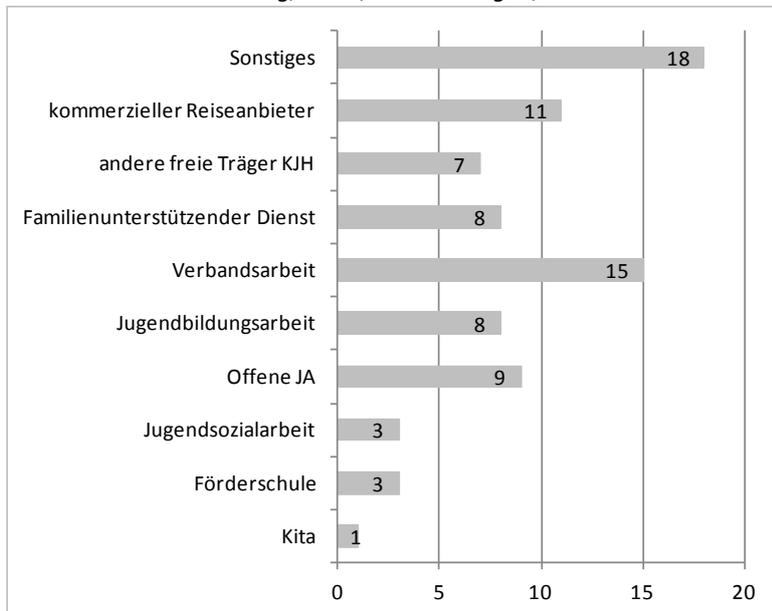
## 5. Inklusives Kinder- und Jugendreisen in NRW: Der Status Quo

Ausgangsüberlegung des Projektes war die Vermutung, dass es bereits ein aus der Praxis gewonnenes Expertenwissen zum inklusiven Kinder- und Jugendreisen in NRW gibt, welches bisher noch nicht erhoben und systematisiert wurde, aus dem zu lernen sich aber lohnen könnte. Diese Annahme hat sich als richtig erwiesen – wenngleich im vorgegebenen Rahmen des Projektes keine Erhebung mit Anspruch auf Vollständigkeit möglich war und sicherlich weitere „Erfahrungsschätze“ zu heben sind. Im Folgenden werden die Ergebnisse der schriftlichen und mündlichen Befragung dargestellt, um den aktuellen Status Quo skizzenhaft abzubilden und anschließend daraus Schlussfolgerungen für weitere mögliche Entwicklungsschritte in diesem Feld ableiten zu können. Kapitel 5.7 fasst die wichtigsten Ergebnisse noch einmal zusammen.

### 5.1 Die Befragten – allgemeine Daten aus den Fragebögen

Die 63 Einrichtungen, die sich an der schriftlichen Befragung beteiligt haben, bilden insgesamt einen breiten Ausschnitt der Trägerlandschaft von Jugendarbeit, Jugendsozialarbeit, Verbandsarbeit und Jugendbildungsarbeit in Nordrhein-Westfalen ab. Der hohe Anteil an „sonstigen“ Einrichtungen in der folgenden Abbildung erklärt sich dadurch, dass einige Befragte sich keiner der vorgegebenen Kategorien zuordnen konnten oder wollen; dahinter verbergen sich v.a. kirchliche Einrichtungen und privatwirtschaftliche Anbieter von Bildungsangeboten sowie Vereine. (vgl. Abb. 1)

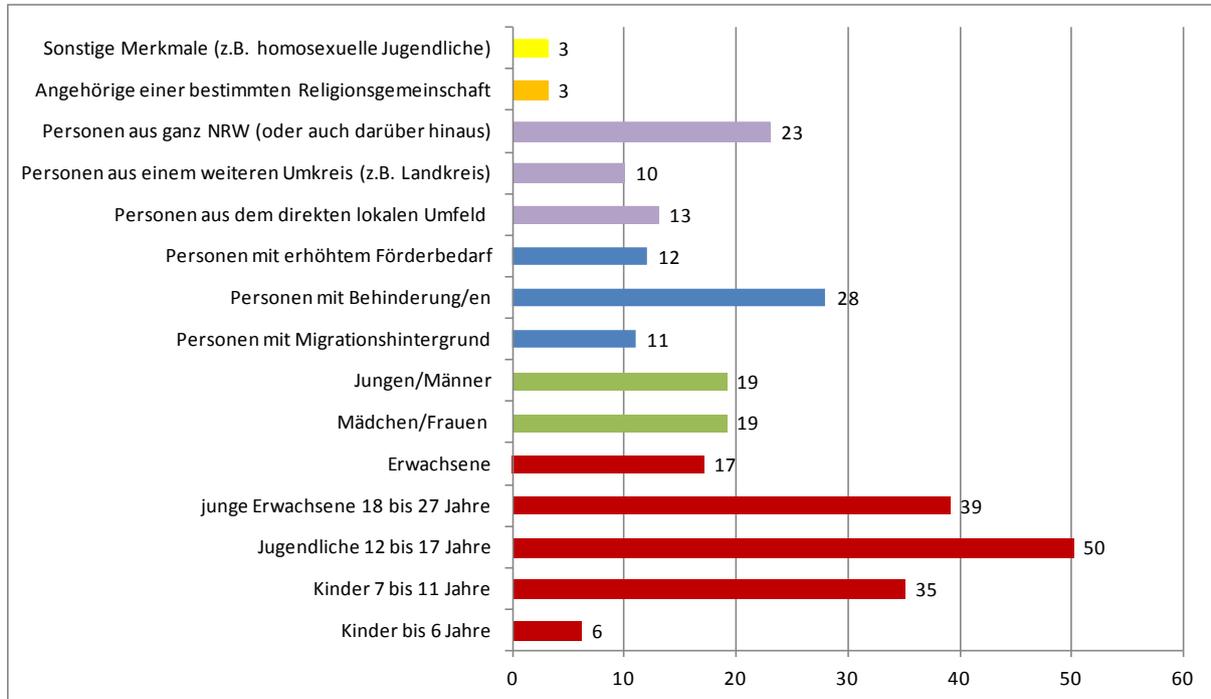
Abb.1: Art der Einrichtung, N=63, 83 Nennungen, in absoluten Zahlen



Getragen werden die Einrichtungen v.a. durch gemeinnützige Vereine, Kirchen oder Religionsgemeinschaften, Stiftungen und Verbände. Mehr als drei Viertel der Befragten nennen den Bereich Freizeit/Sport/Ferien als eine der Hauptaufgaben ihrer Einrichtung, daneben spielen Beratung/Hilfe, Schule/Grundbildung und außerschulische Bildung (beispielsweise

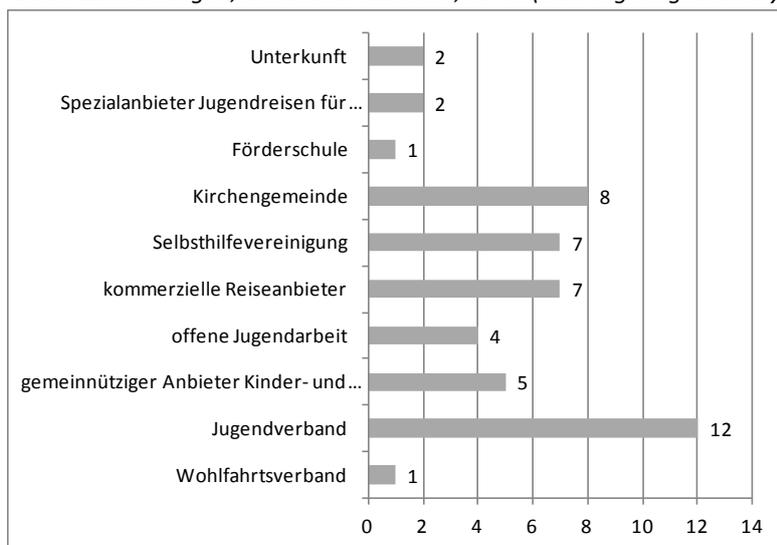
mit dem Schwerpunkt Umweltbildung oder religiöse Bildung) eine wichtige Rolle. Dabei wenden sich die Einrichtungen an unterschiedlichste Gruppen der Bevölkerung, wobei aufgrund der Thematik der Befragung und des Vorgehens bei der Stichprobenziehung Einrichtungen, die sich an Menschen mit Behinderung/en und/oder erhöhtem Förderbedarf<sup>25</sup> wenden, leicht überrepräsentiert sind. (vgl. Abb.2)

Abb. 2: Hauptzielgruppen der Einrichtung, N=63, 285 Nennungen, in absoluten Zahlen



Wie bereits erwähnt, bieten von den 63 Einrichtungen, die sich an der Befragung beteiligt haben, 50 Einrichtungen Kinder- und Jugendreisen an, 13 nicht.

Abb.3: Einrichtungen, die Reisen anbieten, N=49 (ein Fragebogen anonym ausgefüllt), in absoluten Zahlen



<sup>25</sup> Die getrennte Abfrage von Personen mit Behinderung/en und Personen mit erhöhtem Förderbedarf als Zielgruppe (und im Folgenden als Teilnehmende) trägt dem Umstand Rechnung, dass beide Begriffe unterschiedlich und nicht trennscharf gebraucht werden; da über den Fragebogen nicht festzustellen ist, wie die Träger die beiden Begriffe für sich definieren, sollte mit der gleichzeitigen Abfrage beider Kategorien sichergestellt werden, dass ein möglichst breites Spektrum an Zuordnungen durch die Träger erfasst werden kann.

Unter den Reiseanbietern sind jeweils etwa ein Viertel in kirchlicher Trägerschaft oder in Trägerschaft eines gemeinnützigen Vereins, fast 20% werden durch eine Stiftung getragen.

Die Anzahl der angebotenen Reisen pro Träger variiert stark und reicht von einer Reise pro Jahr bis zu mehreren hundert Reisen eines Spezialanbieters. Etwas mehr als die Hälfte der Träger bietet bis zu fünf Reisen im Jahr an.

Der Fragebogen bot jedem Träger die Möglichkeit, bis zu drei Reisen anhand einer Reihe von Kriterien zu beschreiben. Insgesamt wurden von den 50 Trägern auf diese Weise 104 Reisen beschrieben – allerdings fehlen in einigen Fragebögen Angaben zu einzelnen Fragen, weshalb je nach Frage die Gesamtzahl der Antworten (N) variiert.

Das Spektrum der angebotenen und beschriebenen Reisen reicht von Kinder- und Jugendfreizeiten mit kreativen, inhaltlichen oder sportlichen Schwerpunkten über Städtereisen, Sprachreisen und -camps, Klassenfahrten, Gedenkstättenfahrten und Studienreisen, Skifreizeiten, Dance Camps, internationale Begegnungen, Wallfahrten / Pilgerfahrten bis zu Freizeiten unter dem schlichten Urlaubsmotto „Sommer, Sonne, Strand und Meer“.

Insgesamt entsprechen die 104 beschriebenen Reisen hinsichtlich ihrer Rahmenbedingungen – wie Dauer, Ziel, Programmstruktur oder Teilnehmendenstruktur – dem, was aus anderen Studien über Kinder- und Jugendreisen in Deutschland bekannt ist<sup>26</sup>. Daraus lässt sich schließen, dass die per Schneeballprinzip entstandene Gesamtstichprobe nicht systematisch verzerrt ist, sondern ein recht verlässliches Bild der Kinder- und Jugendreiseszene abbildet.

---

<sup>26</sup> vgl. u.a. Ilg, Wolfgang / Diehl, Michael (2011): Jugendgruppenfahrten im Spiegel mehrbenenanalytischer Untersuchungen. Erfahrungen mit vernetzter Selbstevaluation in non-formalen Bildungssettings. Zeitschrift für Evaluation 10, S.225-248. *Speziell zu Kinderreisen*: Peters, Heike / Otto, Stephanie / Ilg, Wolfgang / Kistner, Günter (2011): Evaluation von Kinderfreizeiten. Wissenschaftliche Grundlagen, Ergebnisse und Anleitung zur eigenen Durchführung. Hannover.

## **5.2 Wer bietet „inklusive“ Reisen an? – Eine Frage der Definition**

Quantitative Forschung steht im Zusammenhang mit Inklusion vor einem Dilemma: Zum einen ist es im Sinne der Inklusion hoch problematisch, Menschen anhand zugeschriebener Gruppenvariablen zu sortieren und zu zählen; zum anderen wird es der Idee von Inklusion nicht gerecht, anhand bestimmter Quoten feststellen zu wollen, ob in einem Bereich inklusiv gearbeitet wird oder nicht, da Inklusion letztlich eine Frage der Verfügbarkeit, des Zugangs und des Teilhabens ist und nicht eine Frage der reinen „Anwesenheit“. Eine quantitative Forschung zur Entwicklung eines bestimmten Arbeitsbereichs oder gar einer Gesellschaft auf Inklusion hin ist jedoch immer darauf angewiesen, Inklusion auf Quoten herunter zu brechen. Sie hat den Vorteil, dass sie einen breiteren Ausschnitt des zu beobachtenden Feldes abbilden kann als qualitative Forschung dies zu leisten vermag. Aus diesem Grund wurde, wie in Kapitel 4 beschrieben, für das Projekt ein Forschungsdesign entwickelt, welches neben dem qualitativen auch einen quantitativen Zugang umfasst. Die Ergebnisse der quantitativ erhobenen Daten sind jedoch unter Berücksichtigung der genannten grundsätzlichen Erwägungen zu interpretieren.<sup>27</sup>

Wie bereits dargestellt, wurde in diesem Projekt versucht, zunächst mit einem möglichst weiten Begriff von „Inklusion“ zu arbeiten und diesen von den Befragten selbst mit Bedeutung füllen zu lassen. Über den Fragebogen sollten u.a. Informationen darüber erhoben werden, wer welche Teilnehmenden anspricht und erreicht. Auf Grundlage dieser Daten sollten dann in der Auswertung speziell im Hinblick auf Kinder und Jugendliche mit Behinderungen „inklusive“ und „nicht-inklusive“ Angebote unterschieden werden.

Eine ganz schlichte und eindimensionale Definition würde davon ausgehen, dass eine „inklusive Reise“ eine Reise ist, bei der mindestens ein/e Teilnehmende/r mit Behinderung/en und mindestens ein/e Teilnehmende/r ohne Behinderung dabei ist. Aufgrund der im Fragebogen abgefragten Daten kann eine solche Einteilung in „inklusive“ und „nicht-inklusive“ Angebote, bzw. „inklusive arbeitende“ und „nicht-inklusive arbeitende“ Träger anhand zweier Fragen vorgenommen werden: Zum einen anhand Frage 22, bei der zu jeder einzelnen konkret beschriebenen Reise nach den soziodemographischen Merkmalen der Teilnehmenden gefragt wurde, zum anderen anhand Frage 27, bei der generell (also nicht in Bezug auf einzelne Reisen) gefragt wurde: „Sofern unter den TN auch Kinder / Jugendliche mit Behinderung sind: Wie viele sind es?“ Beide Fragen führen zu unterschiedlichen Ergebnissen:

Laut Frage 22 sind bei insgesamt 57 von 100 beschriebenen Reisen (auch) Teilnehmende mit Behinderung/en dabei, bei 48 Reisen sind (auch) Teilnehmende mit erhöhtem Förderbedarf darunter.<sup>28</sup> (Für vier Reisen wurde die Frage nicht beantwortet.) 22 Befragte haben bei keiner der von ihnen beschriebenen Reisen angegeben, dass sie Teilnehmende mit Behinderung/en dabei haben.

---

<sup>27</sup> Vgl. dazu auch Kapitel 6.1

<sup>28</sup> Vgl. Fußnote 12

Tab. 1: Frage 22 – soziodemographische Merkmale der Teilnehmenden an 100 beschriebenen Reisen (für vier Reisen wurde die Frage nicht beantwortet)

	<i>absolute Häufigkeiten</i>
Es sind mehr / nur Mädchen.	24
Es sind mehr / nur Jungen.	14
Es sind TN mit Migrationshintergrund darunter.	31
Es sind TN mit Behinderung/en darunter.	57
Es sind TN mit erhöhtem Förderbedarf darunter.	48
Es sind TN darunter, die sonst eher nicht verreisen / nicht aus ihrem Wohnort weg kommen.	32
Die TN kommen überwiegend aus der direkten Umgebung unserer Einrichtung.	38
Die TN kommen aus einem weiteren Umkreis.	37
Die TN kommen aus ganz NRW.	26
Die TN gehören überwiegend einer bestimmten Religionsgemeinschaft an.	9
Sonstiges:	14
<i>Nennungen gesamt</i>	330

Die allgemeiner – d.h. nicht in Bezug auf eine bestimmte Reise – gestellte Frage 27, „Sofern unter den TN auch Kinder / Jugendliche mit Behinderung sind: Wie viele sind es?“ wurde von 7 Befragten gar nicht beantwortet. Demnach müssten also die anderen 43 Träger zumindest in Einzelfällen auch Teilnehmende mit Behinderung haben.

Betrachtet man beide Fragen gemeinsam, stellt man fest, dass 16 Träger bei Frage 22 bei keiner Reise angegeben haben, sie hätten Teilnehmende mit Behinderung dabei, dann bei Frage 27 aber dennoch antworten, unter ihren Teilnehmenden wären in Einzelfällen auch welche mit Behinderung. Damit stellt sich die Frage, welche der beiden Fragen im Hinblick auf die Einteilung in „inklusive“ und „nicht-inklusive“ die verlässlichere ist.<sup>29</sup>

Aus der Kombination beider Fragen und in der Annahme, dass Frage 22 konkreter und damit verlässlicher ist als Frage 27, ergibt sich folgende Einteilung der Träger: Eine Gruppe von 28 Trägern, bei denen man davon ausgehen kann, dass sie *mindestens eine/n Teilnehmende/n mit Behinderung/en* dabei haben, sowie eine Gruppe von 22 Trägern, bei denen davon ausgegangen werden kann, dass sie eher *keine Teilnehmende/n mit Behinderung/en* dabei haben.

Die Gruppe der 28 Träger mit *mindestens* einem/-r Teilnehmenden mit Behinderung lässt sich weiter unterteilen in:

- eine Gruppe von 9 Trägern, die *ausschließlich* Kinder und Jugendliche mit Behinderung/en dabei haben
- eine kleine Gruppe von 3 Trägern, bei denen die Teilnehmenden mit Behinderung/en die *Mehrheit* stellen
- eine Gruppe von 7 Trägern, bei denen sie die *Minderheit* stellen

<sup>29</sup> Tatsächlich im Sinne der Inklusion ist es, wenn ein Träger seine Teilnehmenden nicht als Menschen mit Behinderung oder erhöhtem Förderbedarf wahrnimmt bzw. sie nicht in diese Kategorie einordnet. Insofern ist nicht auszuschließen, dass hier Reisen als „nicht-inklusive“ eingeordnet werden, die es tatsächlich in hohem Maße sind. Allerdings dürften solche Fälle die absolute Ausnahme darstellen.

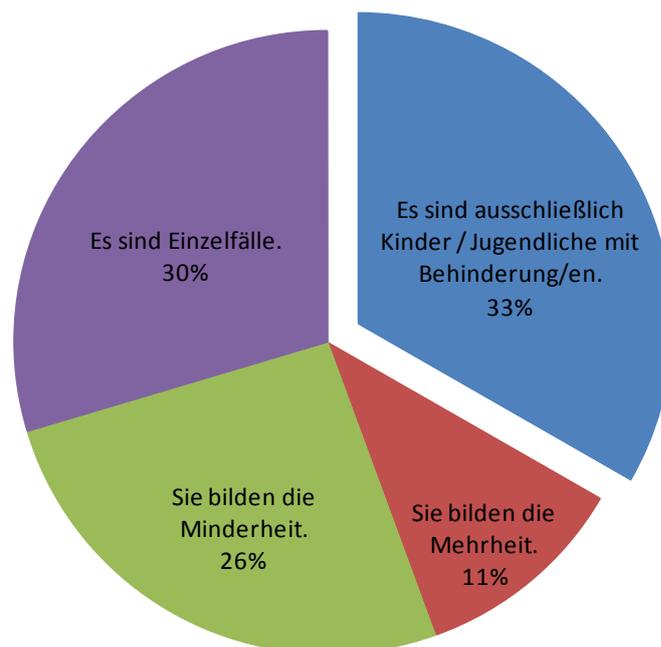
- eine Gruppe von 8 Trägern, bei denen in *Einzelfällen* Teilnehmende mit Behinderung/en dabei sind.

Im Sinne der oben genannten einfachsten Definition einer „inklusive Reise“ wären die *zuletzt genannten drei Gruppen mit insgesamt 18 Trägern als „inklusive arbeitende“* zu betrachten – wohl wissend, dass hiermit inhaltliche Aspekte einer inklusiven Pädagogik ausgeblendet bleiben (s.u.). In Abbildung 5 sind dies zusammengefasst die Träger, die sich hinter den lila, grün und rot gefärbten Anteilen verbergen.

Mit Bezug auf die Ergebnisse der Fragebögen werden im Folgenden die so als „inklusive“ definierten Reisen mit den Reisen verglichen, die ausschließlich Teilnehmende mit Behinderung mitnehmen, sowie mit Reisen, bei denen gar keine Teilnehmenden mit Behinderung vertreten sind. Dabei ist zu beachten, dass die beschriebenen Unterschiede aufgrund der jeweils geringen Fallzahlen nicht auf statistische Signifikanz getestet wurden; es handelt sich also um Tendenzen, die wichtige Hinweise für weitere Fragestellungen und Entwicklungen geben können, deren Verallgemeinerung aber mit viel Vorsicht vorzunehmen ist.

Wie zu Beginn der Ergebnisdarstellung erläutert, ist es problematisch, eine Reise, bei der – aus welchen Gründen auch immer – ein/e einzelne/r Teilnehmende/r mit Behinderung dabei ist, per se als „inklusive“ zu bezeichnen. Inklusion auch im Sinne der UN-BRK ist wesentlich voraussetzungsreicher und kann allein durch das Erfüllen einer minimalen „Quote“ nicht erreicht werden. Den weiteren Bedingungen inklusiver Arbeit wurde in den Interviews weiter nachgegangen. Um die Daten aus den Fragebögen übersichtlich darstellen zu können, mag jedoch zunächst diese eindimensionale Definition genügen.

Abb. 4: „Sofern unter den TN auch Kinder / Jugendliche mit Behinderung sind: Wie viele sind es?“, nur Träger, bei denen Frage 22 und 27 übereinstimmen; N=27



Schon der sprachliche Umgang mit dem Begriff „Inklusion“ bzw. dem Adjektiv „inklusiv“ gestaltet sich bei den zehn Interviewten sehr unterschiedlich. Teilweise wird sehr selbstverständlich und auf einem hohen Reflexionsniveau mit dem Begriff umgegangen, teilweise klingt eine gewisse Abwehrhaltung dem Begriff gegenüber durch und wird darauf hingewiesen, dass der Begriff derzeit allzu inflationär gebraucht werde und immer mehr zu einer Worthülse verkomme. Von manchen Trägern wird „Inklusion“ als Weiterentwicklung von „Integration“ verstanden und aus diesem Grunde (noch) nicht gebraucht: *„integrativ, wir sind noch nicht bei inklusiv gelandet“ (BOB)*. Es wird auch festgestellt, der Begriff „inklusiv“ sei „Pädagogen-Deutsch“ und in der breiten Mehrheit der Bevölkerung noch nicht angekommen:

*„Also ich hab wie gesagt im letzten Jahr ganz große Diskussionen auch hier geführt, warum ich ‚integrativ‘ sage und nicht ‚inklusiv‘. (...) Ich kann das verstehen als Pädagogin, ich kenn die politische Diskussion, aber der Otto-Normalverbraucher da draußen in der Welt, gerade die mit gesunden normalen Kindern, für die ist ‚inklusiv‘ noch ganz weit weg meiner Meinung nach. (...) Also wirklich, ich hab einfach nur im Bekanntenkreis einfach nur so ein paar Stichproben gemacht: ‚Was hältst du von einer inklusiven Freizeit?‘ – ‚Äh was ist denn da alles inklusiv?‘“ (IVA)*

Ungeachtet der sprachlichen Gewohnheiten ist Ausgangspunkt für die Definition einer „inklusive“ Reise auch für die in den Interviews Befragten die Tatsache, dass in ihren Gruppen sowohl Teilnehmende mit als auch Teilnehmende ohne Behinderung/en vertreten sind. Dabei gibt es unterschiedliche Ansichten darüber, wie die Gruppe insgesamt zusammengesetzt sein sollte: Während die einen von einem möglichst ausgewogenen Verhältnis ausgehen, ist es anderen wichtig, dass die Teilnehmenden mit Behinderung in Unterzahl sind; wieder andere äußern sich – mit gutem Grund – nicht konkret zu diesem Punkt: *„Aber ich finde, Inklusion steht ja auch nicht dafür, dass man jetzt genaue Zahlen nennen kann.“ (ML)*

Die Orientierung an der Differenzlinie „behindert / nicht-behindert“ geht teilweise dennoch so weit, dass Träger, die eine in hohem Maße heterogene Teilnehmendengruppe haben und offensichtlich bemüht sind, jegliche Zugangsbarrieren abzubauen, dabei aber – aus welchem Grund auch immer – keine Teilnehmenden mit Behinderung erreichen, ihr Bemühen um „Inklusion“ als gänzlich gescheitert betrachten:

*„Ich glaube, dass wir ähm (...) ein ziemlich (...) vielfältiges und realistisches Bild der Gesellschaft haben unter den Ferienfreizeitteilnehmenden, also wir haben auch Heimkinder dabei, wir haben Erziehungsstellenkinder dabei, wir haben ganz normale – ich finde das Wort ganz schlimm – aber ganz normale Kinder dabei, wir haben Kinder aus schwierigen Verhältnissen dabei, wir haben Kinder mit äh definitiv äh benachteiligte Kinder dabei, also wirklich querbeet.“ (IVA)*

Und die gleiche Befragte an anderer Stelle:

*„Wir haben ausgeschrieben eine integrative Freizeit. – Wir haben sie tatsächlich so genannt, weil wir den Standpunkt vertreten haben, ‚inklusiv‘ ist einfach noch nicht bekannt. – (...) Explizit ausgeschrieben eine inklusive Ferienfreizeit, die haben wir vor einer Woche storniert, weil wir genau eine Anmeldung hatten.“ (IVA)*

Auf die Gründe für ein solches „Scheitern“ und bereits praktizierte Lösungsansätze wird noch einzugehen sein.

Unabhängig von den Vorstellungen von und Erfahrungen mit verschiedenen Gruppenzusammensetzungen ist es für die Träger nicht damit getan, ein bestimmtes „Mischungsverhältnis“ in den Gruppen herzustellen, um ein Angebot als „inklusiv“ bezeichnen zu können:

*„Es gibt manchmal eine Gruppe von Menschen mit Behinderung, die manchmal irgendwo in einem Jugendhaus rumlaufen, was dann auch heißt, sie würden inklusiv sein – was natürlich immer Quatsch ist, weil Inklusion bedeutet, mein Konzept ist so darauf ausgerichtet, dass ich inklusiv arbeiten kann.“ (JBH)*

Was eine „inklusive“ Reise tatsächlich ausmacht, ist in erster Linie das gemeinsame Erleben von Teilnehmenden mit und ohne Behinderung. Hierzu werden in den Interviews zahlreiche konkrete Situationen geschildert und „Inklusion“ letztlich über ihre Wirkungen auf die unterschiedlichen Beteiligten definiert. So wird vor allem mit Blick auf die Teilnehmenden ohne Behinderung oftmals berichtet, wie Berührungspunkte zwischen Teilnehmenden mit und ohne Behinderungen schwinden und Freundschaften über scheinbare Differenzlinien hinweg entstehen:

*„Also, es hat hier schon gegeben, dass eben einer, der psychisch behindert war, sich in eine Gymnastin verliebt hat und das hat über zwei Jahre gehalten. Die Entfernung zwischen, also die kamen aus Bonn und eben Warschau, das muss man ja auch halten können.“ (EBF)*

*„Aber es gibt natürlich trotzdem auch immer schon gewisse Eckpunkte, wo man dann sagt derjenige kann halt nicht rechnen oder der spricht komisch, na, dass da halt Kinder, die halt keine Behinderung haben oder keine Berührungspunkte mit haben, dann schon eher stützen oder sich eher zurückziehen und das irgendwie nicht so wirklich verstehen, natürlich weil sie vorher noch keinen Umgang damit hatten. Aber, ähm, unsere Erfahrung - es mag auch an der starken Gruppe unseres Kooperationspartners liegen, die ein ganz tolles soziales Konzept untereinander auch sowieso schon haben - die haben die sofort mitgenommen, also war nach zwei Tagen klar, dass die gegenseitig auf sich aufgepasst haben, dass die zusammen einkaufen gegangen sind und sich da gegenseitig ergänzt haben.“ (BNU)*

*„Oder wo so 'n Pole dann eben zum Rollifahrer sagt: Ich seh' Deinen Rolli unterm Arsch nicht mehr.“ (EBF)*

Seltener ist die Perspektive, dass die Teilnehmenden mit Behinderung durch inklusive Projekte etwas lernen können, beispielsweise Verhaltensweisen abzulegen, durch die sie sich selbst unnötigerweise zu etwas „Besonderem“ oder gar zu Außenseitern machen, ohne dass ihnen das bewusst wäre. So berichtet ein Träger von einem blinden Teilnehmenden:

*„Er hat am Anfang ganz komische Macken gehabt, also z.B. mochte er nicht, wenn das Toast und Salami – war das einzige, was er morgens gegessen hat – auf einem Teller liegt. Also, das musste immer auf getrennten Tellern sein. (...) Bis er aber mitgekriegt hat, dass das keiner so isst wie er, dass die alle normal essen und seitdem macht der das auch nicht. (...) Und ich glaube, solche Sachen wären nicht möglich, wenn er in einer Einrichtung wäre, wo nur Menschen sind, die blind sind. Ja, weil man da z.B. mehr auf so Ticks achtet. Und ich glaube, viel Normalität auch für Menschen mit Behinderung kommt halt nur durch die, durch solche Freizeiten, dass man halt auch merkt, es geht halt jetzt eben nicht anders, so. (...) Und er hat ganz viele Sachen abgelegt, von solchen merkwürdigen Verhaltensweisen, einfach weil er bemerkt hat, dass das auch anders funktioniert und dass andere Leute auch anders sind. Und ich glaube, das ist so ein Punkt, äh, den hätte er nie erfahren, wenn er nicht in einer inklusiven Freizeiteinrichtung wäre.“ (JBH)*

Wichtig ist dabei wiederum immer die zu erlernende Haltung, deren grundlegender Wert der gegenseitige Respekt ist:

*„Was mir auffällt, ist besonders so diese kleinen Momente, wo ich so merke, wo der Respekt einfach da ist. Also, (...) das war letztes Jahr, da war eine Situation, eine behinderte Teilnehmerin, eine nicht behinderte Teilnehmerin, und die Teilnehmerin mit Behinderung, die hatte den Hosenstall offen. Und es war ne Situation in der Gruppe, und da ging die nicht behinderte Teilnehmerin zu der behinderten Teilnehmerin hin und flüsterte ihr ins Ohr, ‚du hast den Hosenstall offen‘. Also, das war, also, das ist so ne Mini-Mini-Situation, aber da hab ich gesehen, (...) wenn da jetzt kein Respekt gewesen wär, dann hätt’ sie einmal quer durch die Gruppe gerufen, ‚ey, du hast den Hosenstall offen‘. Aber sie hat sie vollkommen für voll genommen und hat es gemacht, als wenn’s ne Freundin gewesen wäre. Also, die hätte sie ja auch nicht bloßgestellt. Also, sie ist hingegangen, hat ihr das ins Ohr geflüstert, und zwar, also es war, das sind so kleine Situationen, wo ich denke, ja, das ist Integration, das ist Ernstnehmen und Respekt haben, ja.“ (BOB)*

Eine „inklusive Reise“ ist aus Sicht der interviewten Träger also nicht allein dadurch gekennzeichnet, dass an ihr sowohl Kinder / Jugendliche mit als auch Kinder / Jugendliche ohne Behinderung teilnehmen, sondern vor allem durch das gemeinsame Leben und Erleben, das geprägt ist von gegenseitigem Respekt und zu unterschiedlichen Lerneffekten bei allen Beteiligten führt. Das heißt, Inklusion im Bereich des Kinder- und Jugendreisens setzt nicht bestimmte „Quoten“ bzgl. der Gruppenzusammensetzung voraus, sondern vor allem ein bewusst gestaltetes Setting. Auf die entsprechenden Rahmenbedingungen wird im Folgenden eingegangen.

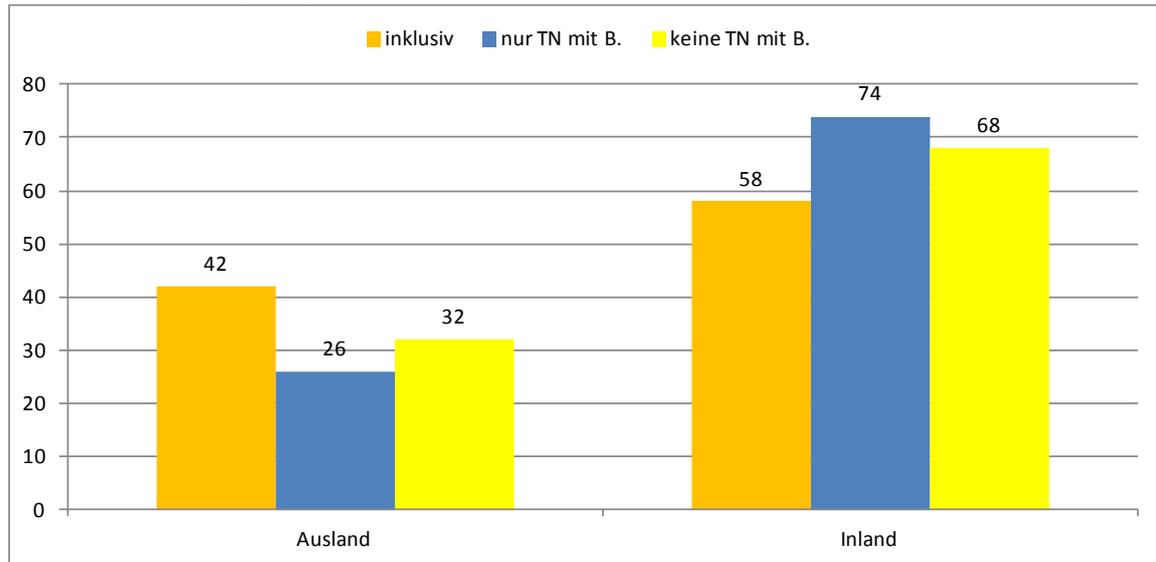
### **5.3 Die beschriebenen Reisen**

#### **5.3.1 Rahmenbedingungen**

In den Fragebögen, vor allem aber in den Interviews wird deutlich, dass die Rahmenbedingungen einer Reise großen Einfluss darauf haben, wer an ihr teilnimmt – beispielsweise, ob Teilnehmende im Rollstuhl oder aus Familien in finanziell prekärer Situation darunter sind. Zugleich hängen die Rahmenbedingungen ihrerseits aber auch wesentlich von der Herangehensweise der einzelnen Träger und Teams ab. So ist für manche Befragte eine barrierefrei gebaute und ausgestattete Unterkunft Grundvoraussetzung für eine inklusive Reise, für andere eher ein Faktor, der das Reisen zwar erleichtert, aber nicht notwendig ist und im Zweifelsfall nur zu höheren Kosten führt. Für manche ist es undenkbar, mit RollstuhlfahrerInnen an den Strand zu gehen, weil man die Rollstühle im Sand nicht bewegen kann, andere verlangen von den nicht im Rollstuhl sitzenden Teilnehmenden, dass sie den RollstuhlfahrerInnen durch den Sand helfen. Dabei hängt der Umgang mit den durch die Rahmenbedingungen vorgegebenen Herausforderungen in erster Linie davon ab, was der Träger, bzw. was das Team zu leisten im Stande ist, bzw. für sich selbst für möglich hält.

Die beschriebenen Reisen finden – wenig überraschend – zum größten Teil in der schulfreien Zeit statt. Die Mehrheit der Reisen geht ins Inland; dabei zeigen sich Unterschiede zwischen den „inklusive“ und „nicht-inklusive“ Maßnahmen. Bei den inklusiven Maßnahmen ist das Verhältnis am ausgeglichsten. (vgl. Abb. 5)

Abb.5: Ziel der Reisen, N=97, in % des Reisetyps



In den Interviews wird deutlich, welche Rolle die Auswahl des **Reiseziels** spielt. Genau wie bei allen anderen Urlaubsreisen muss das Reiseziel zunächst einmal attraktiv sein:

*„Deutschland ist witzigerweise schon bei den Kindern kein akzeptables, kein schönes Ziel. (...) Ameland bietet sich an, weil man auf nen Leuchtturm kann und Fahrrad fahren und überall Strand und Wasser hat, und alles fußläufig ist, aber in Prinzip könnten wir unser Programm genauso, ähm was weiß ich, im Sauerland machen. Aber das spricht Eltern und Kinder nicht an.“ (EJB)*

Dies lässt sich auch und gerade in Zusammenhang mit der Grundidee von Inklusion begründen, denn es geht nicht nur darum, überhaupt Reiseangebote zu machen, sondern gleichwertige und damit auch gleich attraktive Reisemöglichkeiten für alle zu bieten und das Reisen ungeachtet der individuellen Voraussetzungen als Horizonterweiterung zu begreifen:

*„Die Frage war dann auch: Warum müssen die nach Amerika? Und dann sag ich nur: Warum nicht? Es heißt ja nicht, Inklusion heißt ja nicht, die dürfen bis ins Sauerland fahren und dann ist auch gut gewesen.“ (EBF, bezieht sich auf eine Reise speziell für Menschen mit geistiger Behinderung)*

*„So und ich find gerade mit Jugendlichen und auch gerade mit, wenn man mit Menschen mit Behinderung fährt, finde ich, muss müssen die Leute auch was sehen, also wir waren jetzt in Italien, Frankreich äh, Spanien, Schweden, Irland (...) und äh, so dass die Leute auch ein bisschen was sehen von der Welt.“ (JBH)*

Ungeachtet dieser Intention kann die Auswahl des Reiseziels auch die Gruppenzusammensetzung nach sozialen Kriterien beeinflussen:

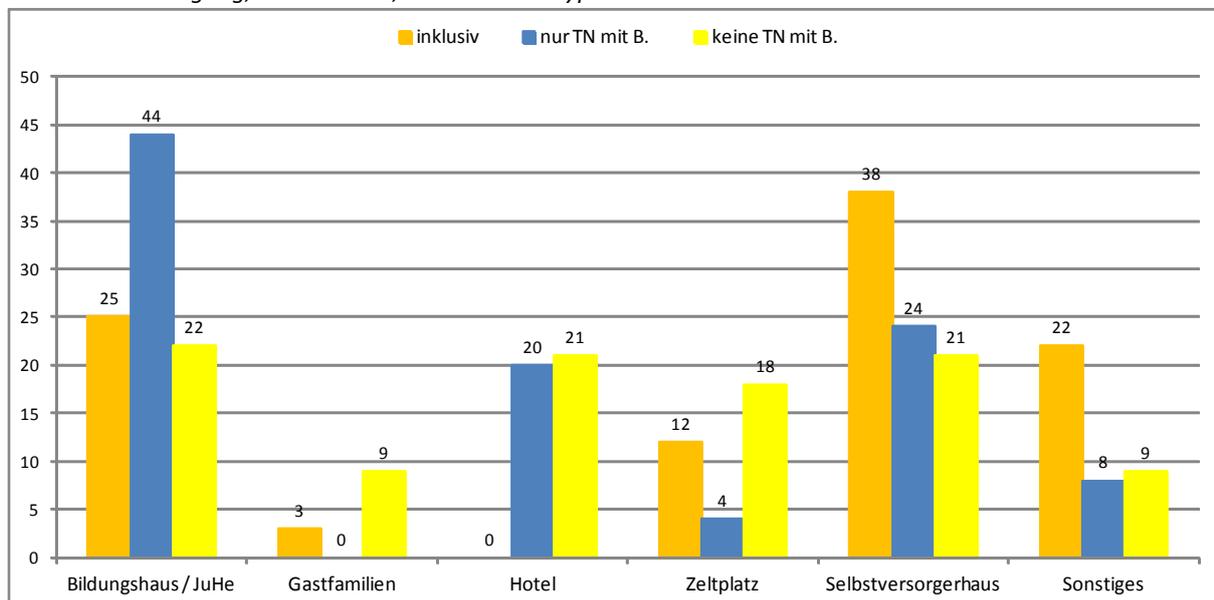
*„da können wir einfach mal vom Zielgebiet her sehen, äh dass vielleicht so Südfrankreich-reisen äh ein anderes Publikum anziehen. Wo wir dann feststellen, dass kaum jemand als Elternteil einen Zuschuss beantragt, weil das vielleicht eher ein Bildungsbürgerhaushalt ist und weil da ja vor Ort auch Französisch gesprochen wird, äh das ist für manche Jugendliche eher vielleicht schon ein Hemmnis. Äh, so dass man sieht, dass da vielleicht nur ein gewisser Schul- äh, Bildungsgrad vorliegt und dass bei den anderen Reisen in andere Gebiete auch vor der, von der preislichen Struktur, die sowieso schon etwas günstiger angesiedelt ist, eher auch diejenigen anspricht, die auch schon, ich sag mal ne kleine ähm Problematik bei der Finanzierung haben.“ (FFD)*

Vor allem bei jüngeren Teilnehmenden darf das Ziel – aus Sicht der Eltern – darüber hinaus nicht zu weit entfernt sein, um beispielsweise eine vorzeitige Rückfahrt oder das Abholen eines Kindes durch die Eltern möglich zu machen; Fahrtzeit und Aufenthaltszeit müssen zudem in einem angemessenen Verhältnis zueinander stehen.

Die **Anreise** erfolgt bei den meisten Reisen mit von der Einrichtung organisierten Verkehrsmitteln, zumeist mit gemieteten Reisebussen. Der Öffentliche Personennahverkehr spielt nur bei den Reisen eine nennenswerte Rolle, bei denen keine Teilnehmenden mit Behinderung dabei sind.

**Untergebracht** sind die Reisegruppen vorwiegend in Bildungshäusern bzw. Jugendherbergen oder Selbstversorgerhäusern, teilweise auch in Hotels oder auf Zeltplätzen. Dabei zeigen sich in den Fragebögen deutliche Unterschiede zwischen inklusiven Reisen, Reisen nur mit Teilnehmenden mit Behinderung und Reisen nur mit Teilnehmenden ohne Behinderung. (vgl. Abb. 6) So bevorzugen die Organisatoren von Reisen nur für Kinder und Jugendliche mit Behinderung Bildungshäuser und Jugendherbergen, die Organisatoren von inklusiven Reisen dagegen buchen lieber Selbstversorgerhäuser. Bei Reisen, die keine Teilnehmenden mit Behinderung dabei haben, ist das Angebot an Unterkünften insgesamt am vielfältigsten, hier spielen Hotels und Zeltplätze eine ähnlich große Rolle wie Jugendherbergen und Selbstversorgerhäuser.

Abb.6: Unterbringung, N=92 Reisen, in % des Reisetyps



Die Suche nach geeigneten Unterkünften, die am gewünschten Ort zum gewünschten Zeitpunkt frei sind, wird von den Interviewten als große Herausforderung beschrieben. Die Kriterien sind dabei unterschiedlich: Je nach Gruppenzusammensetzung ist es den Trägern wichtiger, ein barrierefreies Haus oder eine kostengünstige Unterkunft zu finden. Beide Kriterien zugleich erfüllt zu haben, wird als äußerst schwierig wahrgenommen.

In den Interviews wird zudem immer wieder bemerkt, dass die Beschreibung der Unterkünfte beispielsweise im Internet gerade bezüglich ihrer Barrierefreiheit nicht immer mit der Realität übereinstimmt:

*„Also grundsätzlich sind Jugendherbergen eigentlich in der Regel, fast alle sagen die, dass sie Rollstuhlzimmer haben. (...) Wenn man dann vor Ort ist, sieht das schon wieder anders aus. Also die verkaufen das als rollstuhlgerecht, aber de facto ist es das oft nicht. Jedenfalls nicht so, dass es wirklich gut funktioniert, reibungslos. Manchmal sind die Zimmer viel zu eng dann, dann hat man zwei Rollstühle und vielleicht noch Duschrollis, je nach dem, was die für ähm Bedarf noch an irgendwelchen anderen Hilfsmitteln haben. Dann ist das halbe Zimmer vollgestellt und man kann nicht mehr mit dem Rollstuhl drehen, zum Beispiel. (...) Oder die Dusche ist dann quer über'n Flur, so ungefähr, und wenn jemand im Rollstuhl sitzt, eh und man den irgendwie auszieht, dann zieht man den nicht im Bad wieder an, um ihn dann im Zimmer wieder ausziehen. (...) Und äh, dann gehen die Türen nicht alleine auf. Da kann dann doch derjenige, der sich selbstständig mit dem Rollstuhl bewegen kann, aber nicht alleine durchs Haus, weil er die Türen nicht aufkriegt. (...) Also so Kleinigkeiten dann.“*  
(VFB)

Für Träger inklusiver Reisen ist oftmals eine geeignete Zimmerkapazität besonders wichtig, um – neben der üblichen Aufteilung der Zimmer nach dem Geschlecht der Teilnehmenden – den individuellen Bedürfnissen nachkommen zu können und beispielsweise sowohl mehrere Jugendliche in den üblichen Mehrbettzimmern als auch Teilnehmende mit größerem Ruhebedürfnis in Einzelzimmern oder Teilnehmende mit einem erhöhten Betreuungsbedarf gemeinsam mit einem/-r Teamer/in in Doppelzimmern unterbringen zu können. Zugleich spielt aber gerade die *gemeinsame* Unterbringung von Teilnehmenden mit unterschiedlichen Gewohnheiten und Bedürfnissen eine wichtige Rolle für den Abbau von Berührungängsten:

*„Also für manche Kinder ist es halt befremdlich, ähm nehmen wir mal zum Beispiel die erste Nacht, wenn dann ein hörbehindertes Kind in einem normalen Zimmer schläft und mit anderen Kindern zusammen. Da gibt's dann oft das Problem, dass die ähm auch nachts manchmal schreien oder laut Geräusche von sich geben, die sie ja selber nicht hören. Und das ist für die anderen in den ersten Nächten schon manchmal erschreckend und ungewohnt, aber ähm, da kann man gut dran arbeiten, und das gelingt uns eigentlich recht gut. Dass wir vorher ein bisschen was erklären, dass wir zwischendurch um Verständnis werben, ähm, dass wir nicht jedem Tauschwunsch sofort nachgeben, sondern auch sagen, nö dann guck mal, ne da kannst dich dran gewöhnen, da kommste schon mit klar, und dann auch meistens feststellen, dass das wirklich innerhalb weniger Tage sich einspielt.“* (EJB)

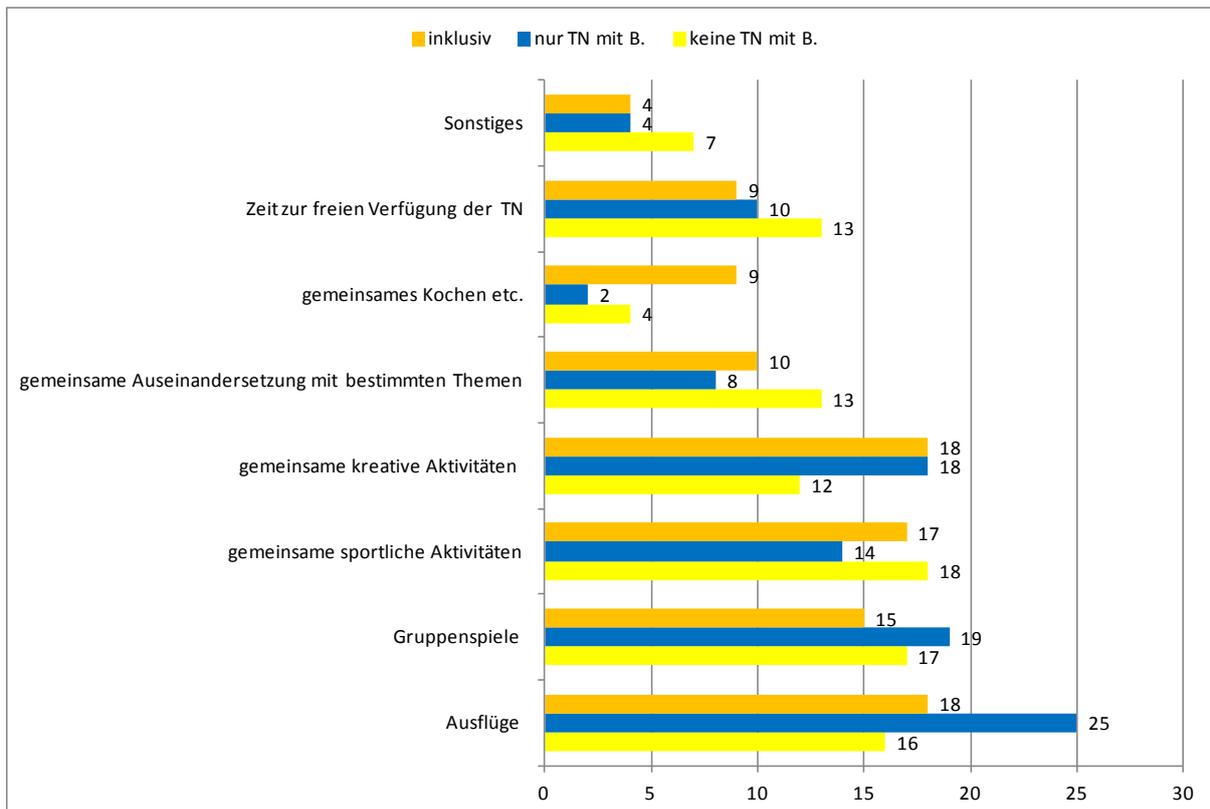
Im Übrigen gibt es auch inklusive Reisen, bei denen beispielsweise die ganze Gruppe auf einem Segelboot untergebracht ist, was von vornherein eine große Kompromissbereitschaft und Anpassungsfähigkeit der Teilnehmenden voraussetzt, offensichtlich aber ebenso möglich ist.

Selbstversorgerhäuser gelten generell als kostengünstiger und von den Rahmenbedingungen her anpassungsfähiger, was beispielsweise die Verpflegung entsprechend den individuellen Bedürfnissen der Teilnehmenden oder die Programmgestaltung betrifft. Zugleich bringt es die Unterkunft in einem Selbstversorgerhaus mit sich, dass die Organisation des Alltags wie Küchen- und Tischdienst zu einem wesentlichen Element der Programmstruktur wird (s.u.); dies entspricht nicht immer den Vorstellungen und Schwerpunktsetzungen der einzelnen Träger. Jugendherbergen und Bildungshäuser sind bei Gruppen mit Teilnehmenden mit

Behinderung beliebt, weil sie mittlerweile oftmals barrierefrei gebaut und ausgestattet sind, bzw. über einzelne Zimmer mit entsprechender Ausstattung verfügen und besonders bei einer größeren Anzahl an Teilnehmenden mit höherem Pflegebedarf die Arbeit für das Team erleichtern.

Den bereits erwähnten Einfluss der Unterbringung auf die **Programmgestaltung** erkennt man auch daran, wie die Befragten in den Fragebögen ihre Programmstruktur beschreiben: bei den inklusiven Reisen spielen Aktivitäten wie gemeinsames Kochen eine größere Rolle als bei anderen Reisetypen. Gemeinsame kreative Aktivitäten sind bei inklusiven Reisen und Reisen nur für Teilnehmende mit Behinderung ein wichtigeres Element als bei Reisen ohne Teilnehmende mit Behinderung, bei denen wiederum die inhaltliche Auseinandersetzung mit bestimmten Themen eine größere Rolle spielt. Ausflüge in die Umgebung sind bei allen Reisetypen fester Bestandteil des Programms, vor allem aber bei Reisen für Teilnehmende mit Behinderung. (vgl. Abb. 7)

Abb.7: Programmstruktur, Mehrfachwahlfrage, N=102 Reisen (384 Nennungen), in % des Reisetyps



In den Interviews berichten die Träger, dass das Programm häufig ganz im Sinne der für Inklusion konstitutiven „Anpassungsfähigkeit“ flexibel und partizipativ mit den Teilnehmenden gemeinsam gestaltet wird. Die Schwerpunktsetzungen variieren sowohl nach den Gegebenheiten vor Ort und den Kompetenzen und Vorlieben des jeweiligen Teams, vor allem aber nach den Interessen der Teilnehmenden:

*„Also, das ist halt ganz unterschiedlich und (...), ähm also wir planen das natürlich immer, also weil wir auch Materialien, gerade auch für die kreativen Angebote mitnehmen müssen und so, aber letztendlich findet sich das immer so ein bisschen durch die Gruppe auch. Wie so die Interessenschwerpunkte sind und äh Teilnehmer sind, die die mehr Lust an Sport*

*haben, dann variiert das dahin halt so ein bisschen mehr, oder ob das eher Teilnehmer sind, die Lust am Basteln am Kreativen haben. (...) Da orientieren wir uns halt auch an den Teilnehmern natürlich.“ (BOB)*

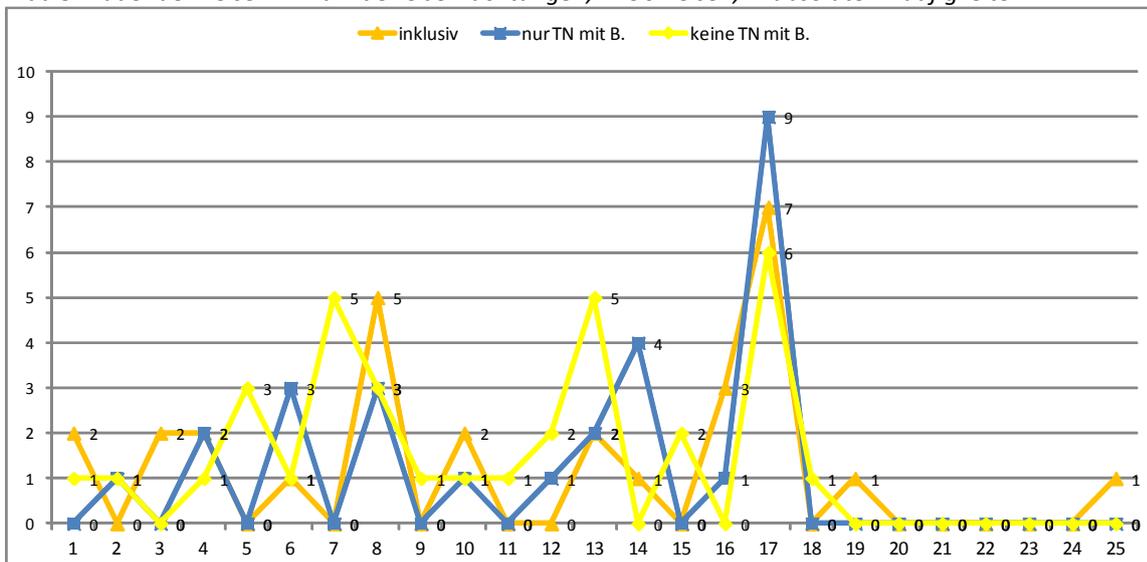
Vor allem bei Teilnehmenden im Jugendalter wird auch Wert auf frei verfügbare Zeit und Zeit zum „Nichtstun“ gelegt:

*„Wir wollen aber nicht dauerhaft verpflichtende Angebote machen, weil wir der Meinung sind, die Kinder sind zuhause sehr eingespannt. Ähm, die Schulzeiten werden immer länger, (...). Wenn dann noch nen Sportverein oder Musikunterricht oder irgendwie sowas dazu kommt, dann haben die überhaupt keine freie Zeit mehr. Und das wollen wir inner, während der Freizeit, wollen wir das möglichst ändern. Dass die da sein können, ich kann auch mal in der Wiese liegen und in den Himmel gucken und mal goarnix tun.“ (EJB)*

Bei den hier untersuchten Reisen geht es immer um *pädagogisch begleitetes* Reisen, das heißt um bewusst gestaltete Settings; den Trägern ist daher wichtig, dass es eine Balance zwischen an den Teilnehmenden orientierter Differenzierung und Partizipation auf der einen und für alle verbindlichen Tagesstrukturen und Regeln auf der anderen Seite gibt. Die Frage, wie viel Freiräume die Teilnehmenden während der Reise haben – ob und in welchem Umfang sie beispielsweise selbständig die Gegend erkunden oder Alkohol trinken dürfen – wird neben dem Alter von der Erlaubnis der Eltern und von der Vertrauenswürdigkeit der Jugendlichen abhängig gemacht – ungeachtet dessen, ob es sich um Jugendliche mit oder ohne Behinderung handelt.

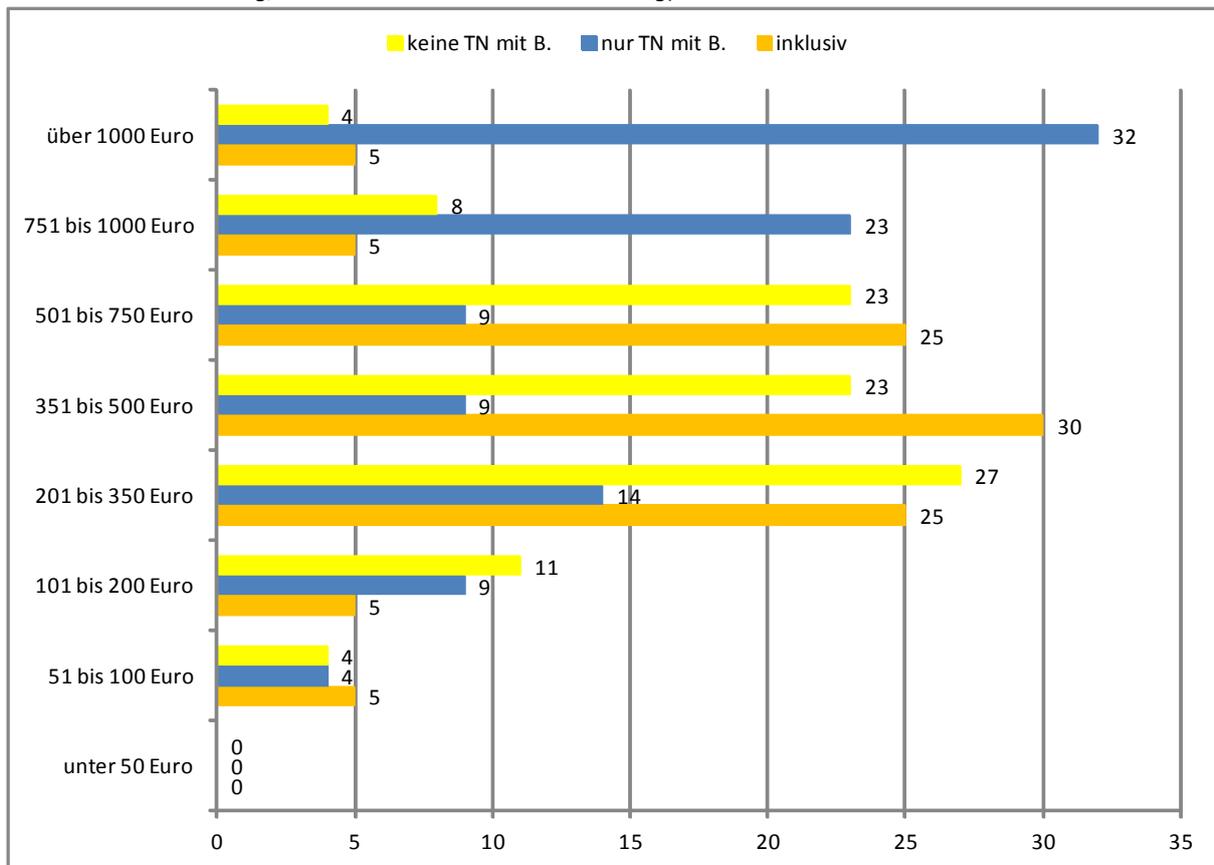
Die **Dauer der Reisen** variiert zwischen zwei und 21 Übernachtungen, wobei die klassischen Formate mit einer Dauer von 7, 10 oder 14 Nächten besonders häufig vorkommen; unter den 104 beschriebenen Reisen ist nur eine dreiwöchige. Die Durchschnittsdauer der Reisen unterscheidet sich bei den drei Reisetypen nur minimal: „inklusive“ Reisen dauern im Schnitt 9,6 Nächte, Reisen ausschließlich für Teilnehmende mit Behinderung dauern 9,9 Nächte und Reisen ohne Teilnehmende mit Behinderung sind mit 8,6 Nächten im Schnitt die kürzesten. Wie sich diese Unterschiede erklären lassen, kann auf Grundlage der vorliegenden Daten nicht ausgemacht werden. (vgl. Abb. 8)

Abb.8: Dauer der Reise – Anzahl der Übernachtungen, N=90 Reisen, in absoluten Häufigkeiten



Die **Reisekosten für die Teilnehmenden** sind bei den verschiedenen Reisen sehr unterschiedlich hoch und betragen von weniger als 100 bis zu 2000 Euro. Dabei variieren besonders bei den inklusiven Reisen die Beiträge bei den einzelnen Trägern offensichtlich so stark, dass sie mit der im Fragebogen formulierten (offenen) Frage nicht eindeutig erfasst werden konnten; in der folgenden Grafik (Abb. 9) sind daher nur 68 Antworten abgebildet, v.a. von den inklusiven Reisen fehlen hier zahlreiche Angaben. Es zeichnet sich jedoch ab, dass die Reisen ausschließlich mit Teilnehmenden mit Behinderungen sich in höheren Preissegmenten abspielen als die anderen Reisen.

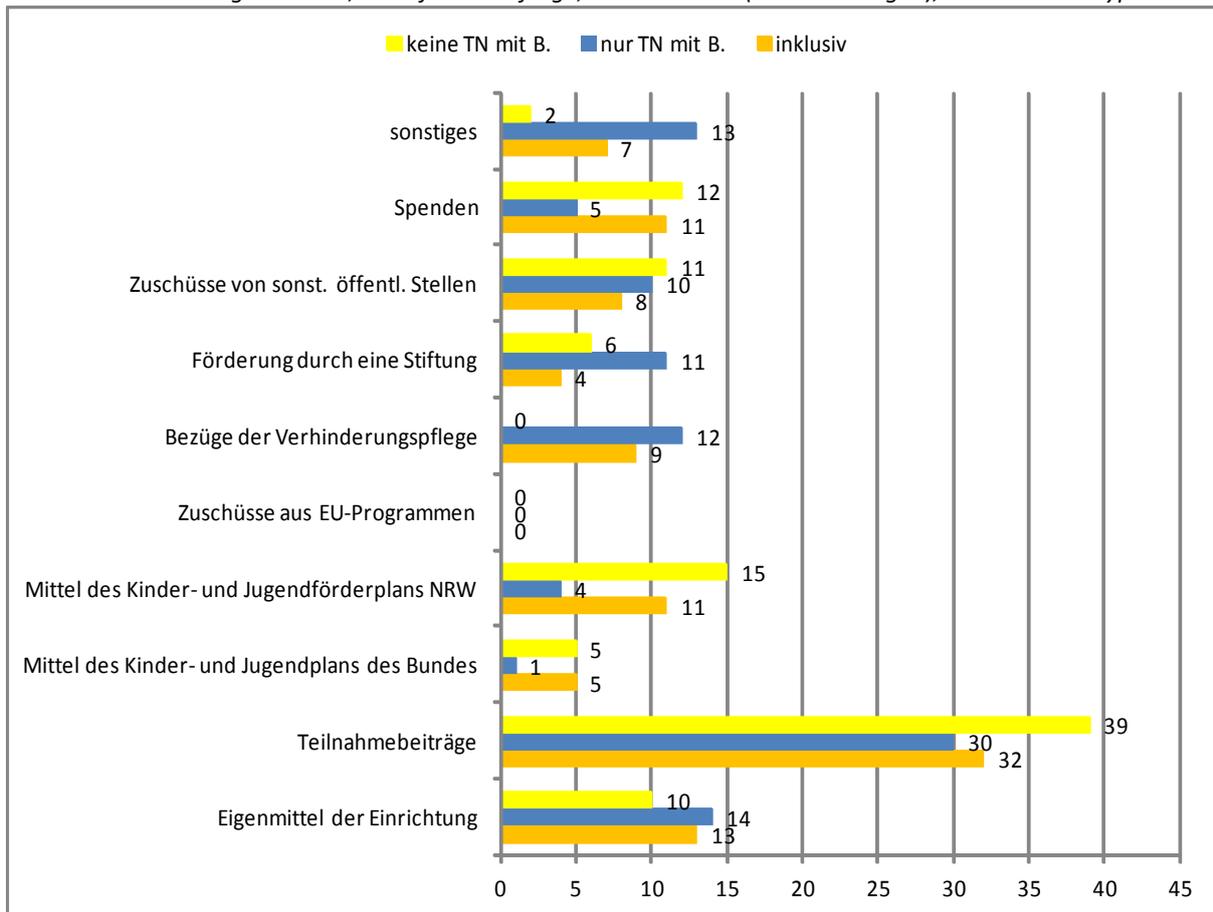
Abb. 9: Reisekosten für die Teilnehmenden, gruppiert, in % des Reisetyps (N: 20 inklusive Reisen, 22 Reisen nur mit TN mit Behinderung, 26 Reisen ohne TN mit Behinderung)



Bei der Mehrheit der Reisen kann der Teilnahmebeitrag unter bestimmten Umständen reduziert werden; dies gilt insbesondere für die inklusiven Reisen (hier ist es bei 64% der Reisen der Fall, im Vergleich zu 58 bzw. 53% bei den anderen Reisetypen). Als Grundlage für eine Reduktion gelten ganz unterschiedliche Kriterien, am häufigsten werden Geschwisterermäßigungen und Zuschüsse von Dritten genannt, daneben sind finanzielle Schwierigkeiten oder ein nicht näher definierter „Bedarf“ seitens der Familien, aber auch durch die Gruppengröße beeinflusste finanzielle Spielräume seitens des Trägers wichtige Aspekte. Für die mündlich befragten Träger gehört es zum Selbstverständnis einer inklusiv arbeitenden Einrichtung, allen Kindern und Jugendlichen unabhängig von deren finanziellen Möglichkeiten die Teilnahme an einer Reise zu ermöglichen, jedoch stoßen viele Träger dabei an ihre Grenzen.

Die Teilnahmebeiträge sind die wichtigste **Finanzierungsquelle** bei allen Reisetypen, mit viel Abstand gefolgt von Eigenmitteln der Einrichtung, Mitteln aus dem Kinder- und Jugendförderplan NRW (bei den inklusiven Reisen und den Reisen ohne Teilnehmende mit Behinderung), Zuschüssen von sonstigen öffentlichen Stellen, Spenden, Stiftungsgeldern und, im Falle von inklusiven Reisen und Reisen für Teilnehmende mit Behinderung, Bezügen der Verhinderungspflege. (vgl. Abb. 10)

Abb. 10: Finanzierung der Reise, Mehrfachwahlfrage, N=100 Reisen (268 Nennungen), in % des Reisetyps



Die Träger stehen generell vor der Schwierigkeit, dass die Teilnahmebeiträge für alle Teilnehmenden tragbar sein müssen und dass dabei die durch bei einigen Teilnehmenden höheren Betreuungs- oder Pflegeaufwand entstehenden Kosten noch mitgetragen werden müssen. In den Interviews wurden verschiedenen Lösungswege benannt, die ihrerseits gewisse Schwierigkeiten mit sich bringen. So wäre es denkbar, die höheren Kosten für die Teilnehmenden mit Behinderung auf alle Teilnehmenden umzulegen; allerdings kommen gerade die Teilnehmenden ohne Behinderung oft aus Elternhäusern, die keine großen finanziellen Spielräume haben und den Teilnahmebeitrag für ihre Kinder ohnehin nur unter größeren Anstrengungen aufbringen können. Auch Bezüge aus der Verhinderungspflege können nicht immer genutzt werden, beispielsweise, wenn Kinder oder Jugendliche nicht bei ihren Eltern, sondern im Heim leben. Förderinstrumente öffentlicher Stellen oder von Stiftungen sind insgesamt ein häufig genutzter Lösungsweg, allerdings sind auch hier Grenzen gesetzt, wenn beispielsweise für eine Förderung ein bestimmter Anteil an Teilnehmenden mit einer „anerkannten“ Behinderung dabei sein muss, dessen Begleitung für das Team nicht leistbar ist, oder wenn ein

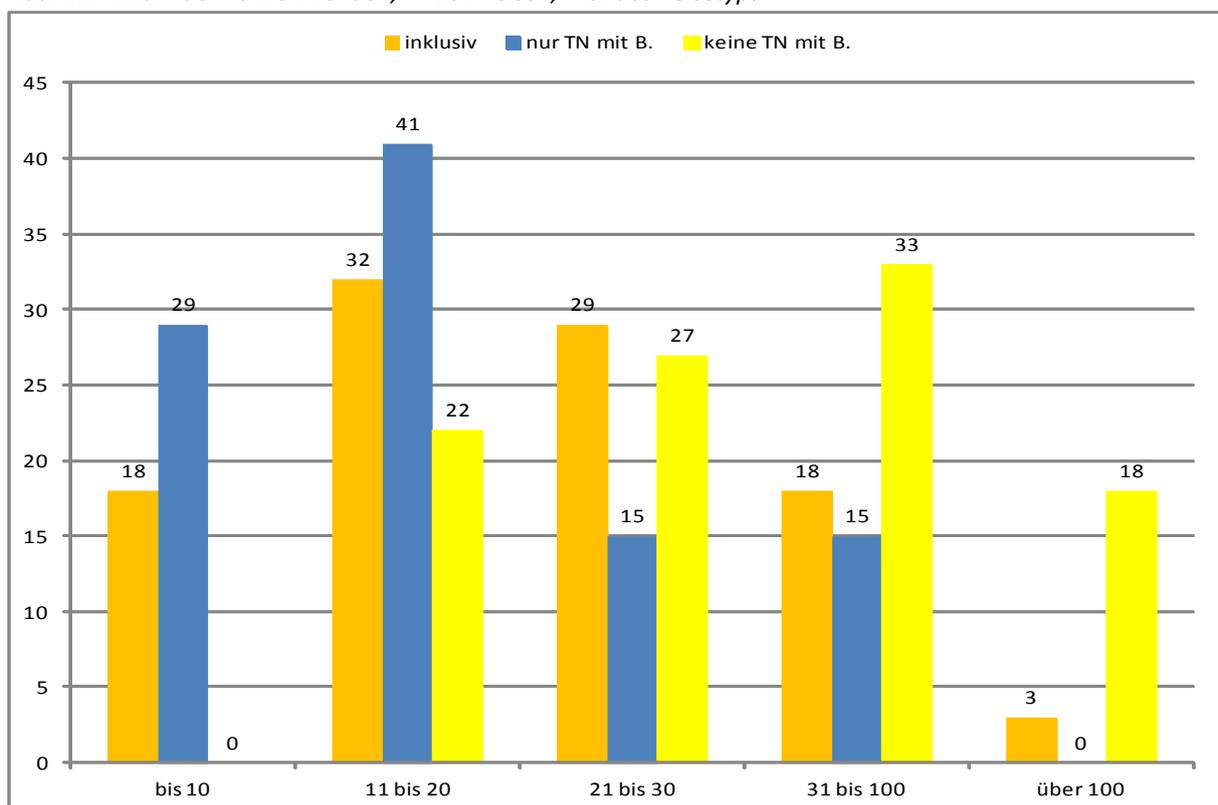
Antrag auf Förderung fristgemäß schon gestellt werden muss, bevor überhaupt klar ist, welche Teilnehmenden mit welchen Bedarfen an der Reise teilnehmen werden. Zudem beobachten die Träger eine Verschiebung der Prioritäten bei den fördernden Stellen beispielsweise hin zu örtlichen Maßnahmen mit einer großen Anzahl an Teilnehmenden – wie Stadtranderholungen – anstelle von kleineren, intensiven Maßnahmen des Kinder- und Jugendreisens mit weniger Teilnehmenden. Das Bildungs- und Teilhabepaket als Möglichkeit der öffentlichen Bezuschussung wird von einigen Trägern bereits genutzt, bzw. Eltern, die den Teilnahmebeitrag selbst nicht erbringen können, werden aufgefordert, darüber Unterstützung in Anspruch zu nehmen.

Insgesamt ist die Finanzierung jeder einzelnen Reise eine Herausforderung, die für die Träger mit sehr viel Arbeit und Zeitaufwand verbunden ist und von Jahr zu Jahr den größten Unsicherheitsfaktor in ihrer Planung darstellt. Finanzielle Mittel für die Entschädigung und Anerkennung der ehrenamtlichen MitarbeiterInnen und für Fortbildungen und Schulungen der Teams stehen dabei zunächst einmal hintenan, obgleich beide Faktoren als zunehmend wichtig gerade für inklusives Arbeiten erachtet werden.

### 5.3.2 Die Teilnehmenden

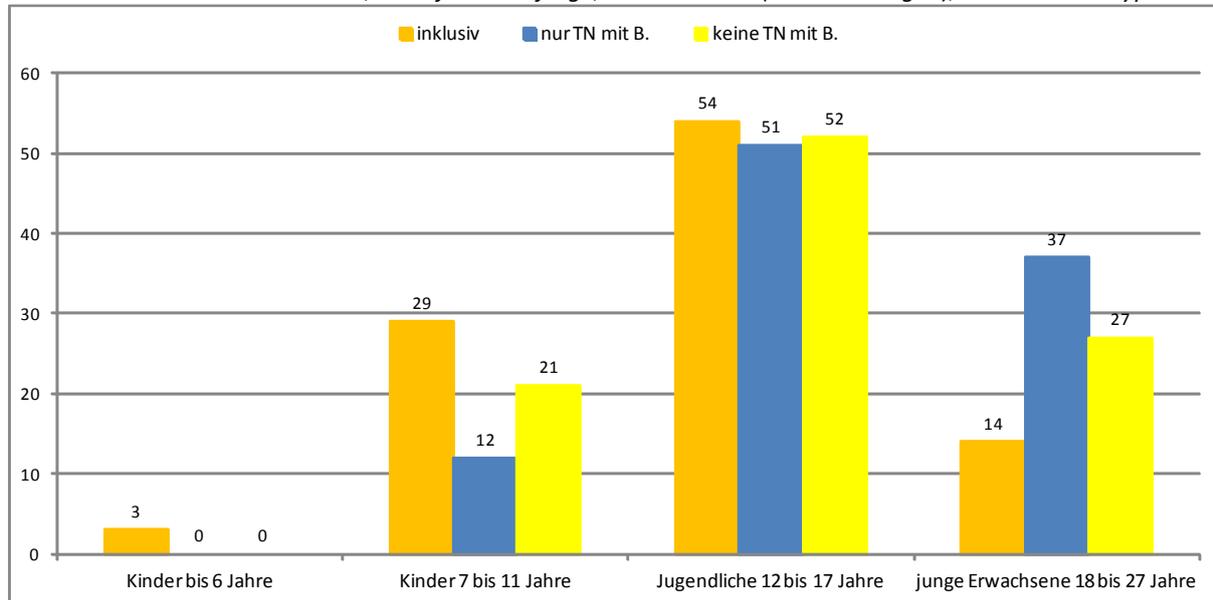
Die **Anzahl** der Teilnehmenden variiert zwischen den Reisetypen. Erwartungsgemäß sind Gruppen ohne Teilnehmende mit Behinderung größer als Gruppen, die ausschließlich aus Kindern bzw. Jugendlichen mit Behinderung bestehen; die inklusiven Reisen liegen mit ihrer Gruppengröße dazwischen. (vgl. Abb. 11)

Abb. 11: Anzahl der Teilnehmenden, N=101 Reisen, in % des Reisetyps



Jeweils über die Hälfte der Reisen richten sich an Jugendliche zwischen 12 und 17 Jahren. Bei den inklusiven Reisen sind auch Kinder zwischen 7 und 11 und sogar unter Sechsjährige bereits vertreten. Bei den Reisen nur für Teilnehmende mit Behinderung spielen dagegen die Angebote für junge Erwachsene zwischen 18 und 27 eine größere Rolle. (Abb. 12)

Abb.12: Alter der Teilnehmenden, Mehrfachwahlfrage, N=100 Reisen (149 Nennungen), in % des Reisetyps

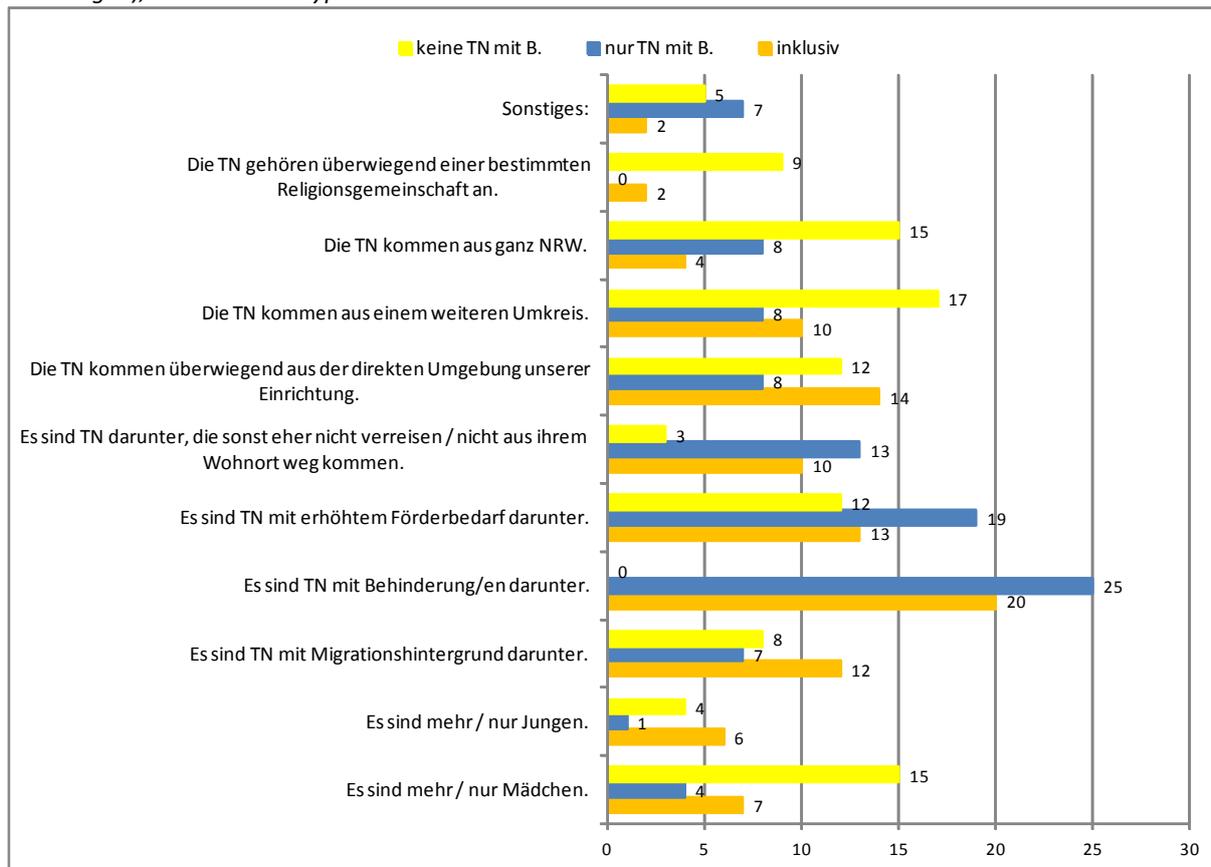


Die Altersstruktur der Teilnehmenden variiert nicht nur zwischen den einzelnen Reisen und Reisetypen, sondern auch innerhalb der Gruppen: Während für Teilnehmende ohne Behinderung häufig eine klare Altersober- und -untergrenze gilt, ist dies für Teilnehmende mit Behinderung nicht der Fall, bzw. wird die Obergrenze anders gezogen:

*„Die Teilnehmer ohne Behinderung, die nehmen wir von 13 bis 17 Jahre mit, ab 18, also, da haben wir so die Grenze gemacht, weil ab 18 würden wir dann eben halt auch Betreuer mitnehmen. Und die Teilnehmer mit Behinderung, die nehmen wir bis 30 Jahre mit. Das haben wir auch erst seit ungefähr fünf Jahren, diese Grenze, weil wir gemerkt haben, dass da dann irgendwann doch die Interessen auseinandergehen und dass dann mit Thema Integration, einfach mit 14-, 15-jährigen Jugendlichen und mit jemandem älter als 30, das wird dann einfach schwer. Und wir haben auch gesagt, dass wir halt einfach jüngeren Teilnehmern mit Behinderung die Chance geben wollen, mitzufahren, weil es kristallisierte sich so heraus, dass halt sich so'n Stamm an behinderten Teilnehmern gegründet hatte, die einfach viele, viele, viele Jahre mitgefahren sind, wo wir gesagt haben, so, und jetzt möchten wir auch gerne einfach Jüngeren noch mal wieder die Chance geben. Weil dann da auch viele einfach ins Wohnheim gezogen sind, und da gibt's ja dann auch Urlaubsangebote und so.“ (BOB)*

Dabei sind Gruppen, die sich für eine Reise ganz neu finden und jedes Jahr anders zusammengesetzt sind, in Bezug auf das Alter homogener gestaltet als Gruppen, bei denen ein gewisser Stamm am Teilnehmenden über Jahre hinweg dabei ist und immer wieder neue, jüngere Teilnehmende dazu stoßen.

Abb. 13: Weitere soziodemographische Daten der Teilnehmenden, Mehrfachwahlfrage, N=100 Reisen (321 Nennungen), in % des Reisetyps



In den meisten Fällen sind bei den „inklusive“ Reisen die Teilnehmenden ohne Behinderung in der Mehrheit, teilweise ist das zahlenmäßige Verhältnis ausgeglichen.

Die spezifischen Behinderungsarten, individuellen Hintergründe und Bedürfnisse der Teilnehmenden variieren stark und reichen von Einschränkungen der Bewegungsfähigkeit über Sinnesbeeinträchtigungen, Trisomie 21 und verschiedene Ausprägungen von Autismus, über Teilleistungsstörungen und Lernbehinderungen, bis zu Missbrauchserfahrungen, Essstörungen und anderen psychischen Erkrankungen. Ob ein Träger all diesen Bedürfnissen nachkommen kann oder einzelnen Teilnehmenden *aufgrund ihrer Bedarfsanmeldung* absagen muss, hängt von den im jeweiligen Team vorhandenen Kompetenzen und anderen Rahmenbedingungen wie der Unterbringung und der Finanzierung der Reise ab (vgl. Kapitel 5.3.1):

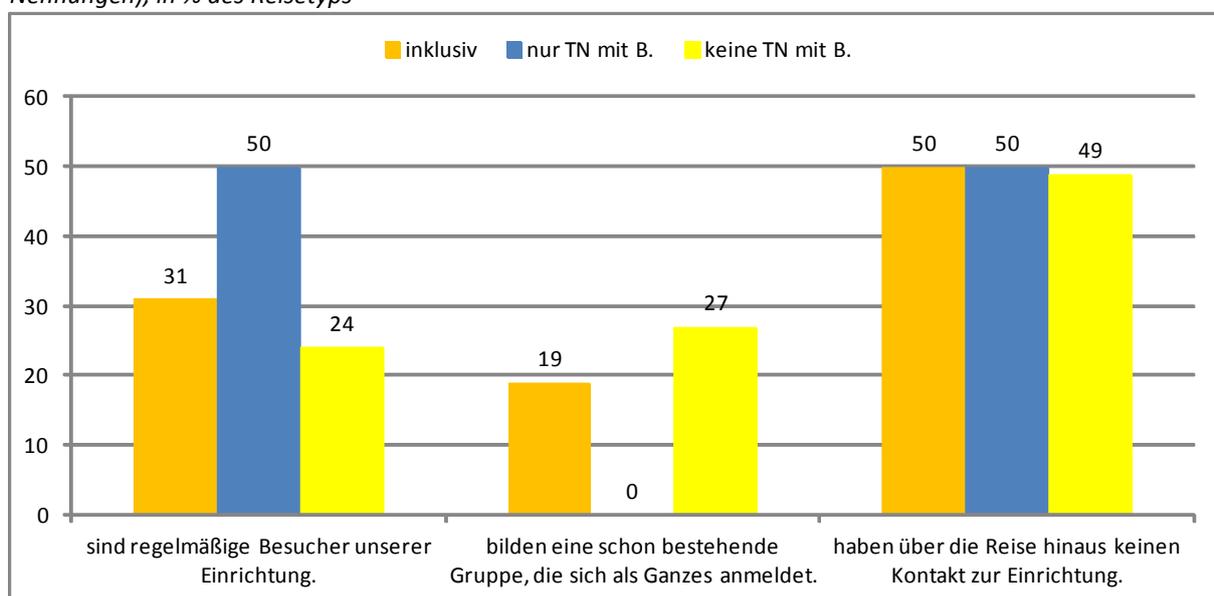
*„Und das ist jetzt eigentlich ein schleicher Prozess, weil ähm, (...) im ersten Jahr als wir das so beschlossen hatten, und auch so ausgeschrieben haben, hatten wir überhaupt kein behindertes Kind dann dabei, außer ein paar lernbehinderten, die wir immer eigentlich haben, ähm und jetzt sind es so nach und nach eins, zwei, drei mehr geworden. (...) es kommt immer mal wieder einer dazu, anderer fällt weg, also es ist nicht so, dass ich jetzt mit behinderten Kindern überrannt werde. Und eigentlich also, ich mach es ne, aber ich bin auch nicht ganz böse drum, weil ich schon weiß, ich kann auch nur bis zu einem bestimmten Grad der Behinderung mitnehmen, ich habe keine Krankenschwester dabei, keine Pfleger dabei, die ein wirklich schwerbehindertes Kind pflegen können. Also ich habe niemanden, der einen Harnkatheter legen kann oder solche Geschichten.“ (EJB)*

Die Teilnehmenden kommen aus mehr oder weniger „intakten“ Familienverhältnissen, aus Erziehungsstellen und Heimen, aus Pflegefamilien oder Einrichtungen der Behindertenhilfe. Inwieweit Kinder / Jugendliche aus Familien in finanziell prekärer Situation darunter sind, hängt sowohl von der Art des Trägers als auch von den gegebenen finanziellen Unterstützungsmöglichkeiten, bzw. letztendlich den für die Eltern anfallenden Kosten ab. (vgl. Kapitel 5.3.1)

Die Differenzlinie „Religion“ spielt bei den inklusiven Reisen überhaupt nur insofern eine Rolle, als die interviewten kirchlichen Träger vermuten, dass Eltern mit muslimischem Hintergrund ihre Kinder eher nicht bei einem kirchlichen Träger für eine Reise anmelden. Dadurch erklären sie sich auch, dass sie insgesamt keine großen Zahlen an Teilnehmenden mit Migrationshintergrund zu verzeichnen haben.<sup>30</sup>

Wie Abb. 13 zu entnehmen ist, arbeiten die Träger, die inklusive Reisen anbieten, häufiger lokal bzw. regional als Träger, die keine Teilnehmenden mit Behinderung dabei haben. Die lokale Anbindung ermöglicht eine direktere Ansprache und einen unmittelbareren Kontakt zu den Teilnehmenden und ihren Eltern (vgl. Kapitel 3.5.4 und 3.5.5). Insofern ist es eher überraschend, dass über *alle* Reisetypen hinweg bei der Hälfte der Reisen die Teilnehmenden sonst keinen Kontakt zur Einrichtung haben.

Abb. 14: Zugang der Teilnehmenden zur Reise: „Die Teilnehmenden...“, Mehrfachwahlfrage, N=100 Reisen (135 Nennungen), in % des Reisetyps



<sup>30</sup> Inwiefern dieser Zusammenhang tatsächlich besteht, wäre zu hinterfragen. Möglicherweise kommen hier auch andere Ausschlussmechanismen zum Tragen, die durch das Etikett „Kirche“ bzw. „Religion“ verdeckt werden.

### 5.3.3 Die Teams

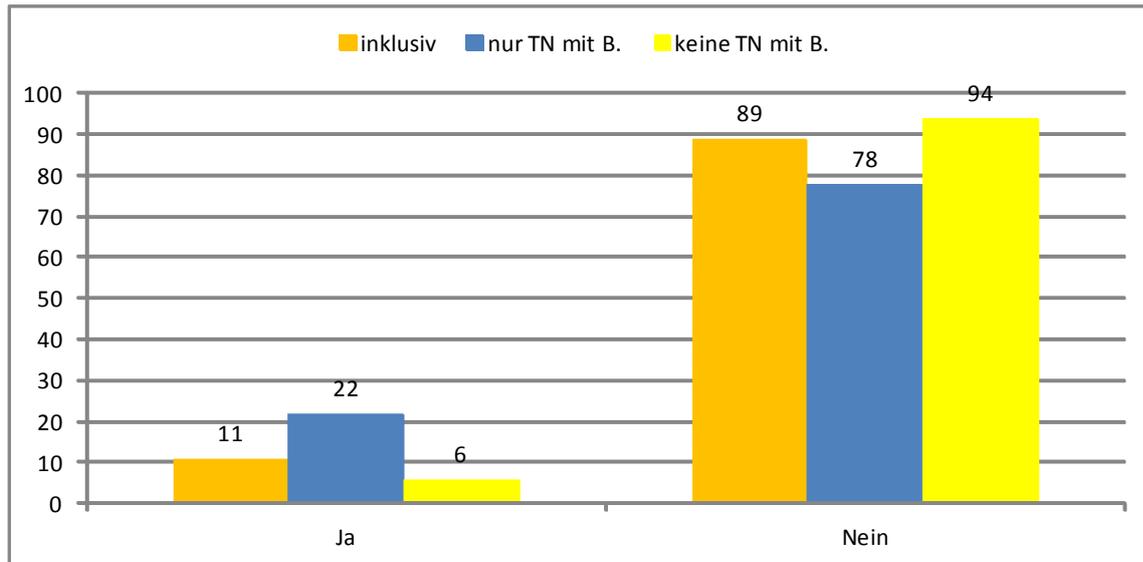
Die Anzahl der MitarbeiterInnen in einem Team variiert stark zwischen den einzelnen Reisen. Wenige Teams bestehen ausschließlich aus hauptamtlichen Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern, einige bestehen ausschließlich aus Ehrenamtlichen, viele Teams sind gemischt. Auffällig ist dabei, dass gerade auch bei den „inkluisiven“ Reisen mit rein ehrenamtlichen Teams gearbeitet wird. Deutlich wird aus den Fragebögen in jedem Fall, dass unabhängig davon, ob Teilnehmende mit Behinderung dabei sind oder nicht, das Kinder- und Jugendreisen ohne ehrenamtlich engagierte Teamerinnen und Teamer nicht möglich wäre.

In den Interviews berichten vor allem die kleineren und lokal arbeitenden Träger, dass die MitarbeiterInnen häufig ehemalige Teilnehmende sind, die mit der Zeit in die Teamerfunktion hineinwachsen. Bei größeren Trägern werden die TeamerInnen darüber hinaus extern „rekrutiert“ und durchlaufen einen – unterschiedlich gestalteten – Bewerbungsprozess; zentrale Auswahlkriterien sind dabei Vorerfahrungen in der Arbeit mit Kindern und Jugendlichen, Teamfähigkeit und Spaß an der Arbeit. Insgesamt wurde es nach Aussage der Befragten in den letzten Jahren schwieriger, ehrenamtliche MitarbeiterInnen zu finden, zumal wenn keine Aufwandsentschädigung gezahlt werden kann. Dementsprechend hoch ist teilweise auch die Fluktuation in den Teams; dabei zeigen sich aber wieder Unterschiede zwischen kleineren und größeren Trägern: bei den größeren ist die Verweildauer der MitarbeiterInnen geringer und der Auswahlprozess deutlich formalisierter, bei den kleineren und oftmals durchgängig ehrenamtlich tätigen Trägern sind die Teams geprägt durch ein „Wachsen“ und „Weitergeben“, was zu einer höheren persönlichen Identifikation und Verpflichtung und damit zu einer geringeren Fluktuation führt. Dabei ist der erforderliche Zeitaufwand für die TeamerInnen gerade bei den kleineren Trägern mit weniger formalisierten Abläufen enorm hoch:

*„Also, wir haben so Pi mal Daumen alle zwei bis drei Monate haben wir, treffen wir uns für ‘n Abend einfach so und gucken, wie ist der Stand, was muss ich, welche Aufgaben müssen neu verteilt werden, wie ist der Teilnehmerstand, wie muss noch mal in der Werbetrommel gerührt werden und... Genau, und ansonsten sind wir halt, also, guckt jeder täglich ins Forum rein, ob es irgendwas Neues gibt. Und, ja, (...) also, wir haben einen Betreuer, der so’n bisschen, der so unsere Homepage verwaltet, dann einen, der auch täglich halt nach E-Mails guckt, ob neue Anfragen da sind. Ja, (...) Abrechnung ist dann ein Thema, also Finanzen, ja, also es ist so’n bisschen so’n Selbstverständnis, dass man einfach guckt, dass man im Informationsaustausch bleibt und es funktioniert gut. Also sehr gut. Wie gesagt, es guckt jeder jeden Tag ins Forum und es gibt Wochen, da steht dann weniger drin, und dann gibt’s aber Wochen, also gerade nach der Freizeit und noch mal vor der Freizeit ist halt wirklich täglich, dass irgendwie irgendwas ist, wenn’s nur Kleinigkeiten sind, aber die wir dann halt abstimmen, (...)“ (BOB)*

Nur in relativ wenigen Teams sind laut Fragebögen auch MitarbeiterInnen mit Behinderung vertreten; am größten ist der Anteil bei den Reisen ausschließlich für Teilnehmende mit Behinderung. (vgl. Abb. 15) Es gibt zwar mittlerweile Träger, die inklusive JuLeiCa-Schulungen anbieten, von den dort bislang ausgebildeten JugendleiterInnen mit Behinderung fährt aber niemand als TeamerIn mit auf Reisen, weil ihnen selbst die dabei zu übernehmende Verantwortung zu groß ist – so ein/e Interviewpartner/in.

Abb. 15: TeamerInnen mit Behinderung, N=44 Träger, in % des Reisetyps

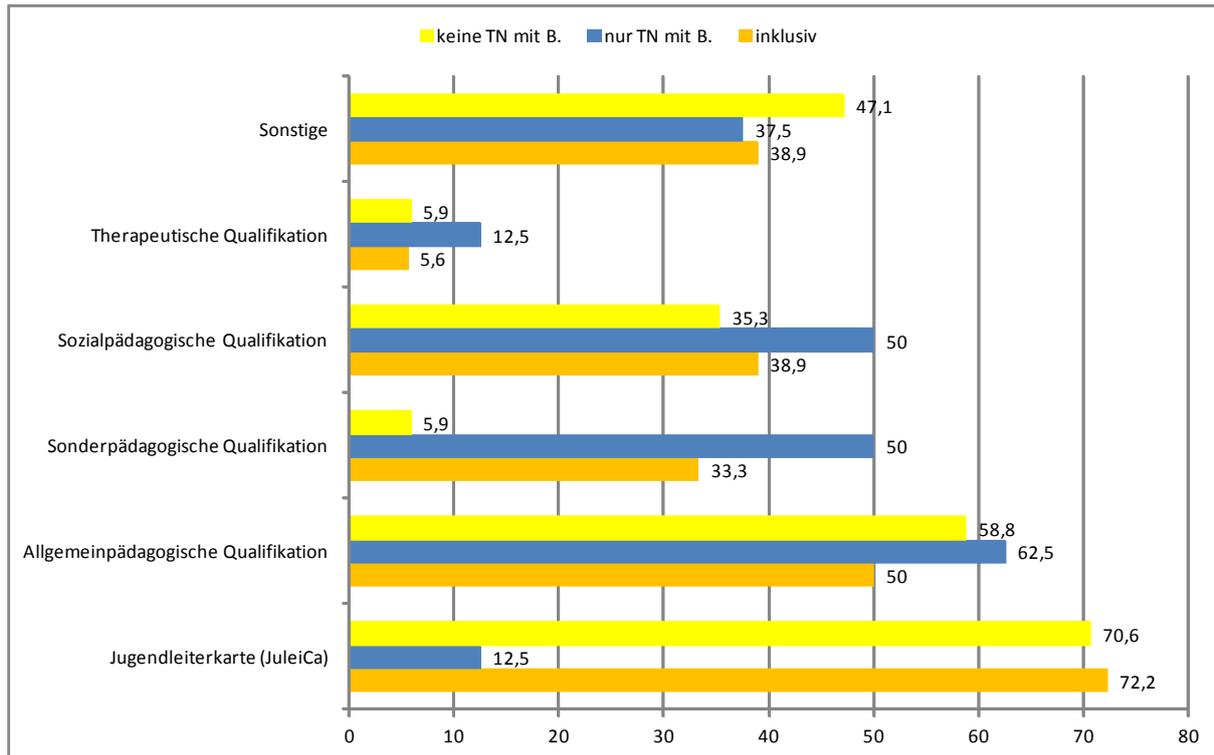


In den meisten Teams aller Reisetypen sind Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter mit pädagogischen Qualifikationen vertreten. Dabei unterscheiden sich Reisen ausschließlich für Menschen mit Behinderung recht deutlich von den anderen beiden Reisetypen: therapeutische, sonderpädagogische und sozialpädagogische Qualifikationen sind hier wesentlich häufiger, die Jugendleiterkarte als „klassische“ Basisqualifikation vor allem bei ehrenamtlichen MitarbeiterInnen dagegen deutlich seltener. Hinter den hohen Anteilen „sonstiger“ Qualifikationen verbergen sich zumeist eigene Schulungsangebote und Basisqualifikationen der Träger und nicht zertifizierte „langjährige Erfahrungen“ in dem Arbeitsbereich sowie fachspezifisches Wissen durch den Studien- bzw. Berufshintergrund (z.B. Sportwissenschaft). (vgl. Abb. 16)

Insgesamt werden die Teams von den interviewten Trägern als „bunt gemischt“ beschrieben; neben der Qualifikation sind sie auch hinsichtlich der Lebenssituation (Berufstätige, Studierende, Schüler,...) und dem Alter (von 18 bis über 50 Jahre) der MitarbeiterInnen sehr heterogen. Gerade diesen Umstand schätzen die Träger allerdings, zumal wenn sich dadurch auch eine Mischung aus hinsichtlich der Mitarbeit bei Reisen „ganz alten Hasen und ganz jungen Hüpfern“ (Interview IVA) ergibt. Die Rollenverteilung innerhalb der Teams findet sich zumeist von selbst; teilweise gibt es eine offizielle Leitungsperson (welche bei den größeren Trägern auch als Ansprechperson für die Hauptamtlichen beim Träger fungiert), teilweise nicht.

Den in Abb. 16 dargestellten Ergebnissen aus den Fragebögen entspricht, dass die interviewten Träger eine pädagogische Qualifikation (im Sinne einer abgeschlossenen Ausbildung o.ä.) zumeist nicht für dringend notwendig erachten; teilweise wird die Jugendleiter-Karte vorausgesetzt, häufig dienen eigene Schulungsformate mit vielfältigen und auf den jeweiligen Träger abgestimmten Inhalten als Basisqualifikation.

Abb. 16: Qualifikationen im Team, Mehrfachwahlfrage, N=46 Träger (99 Nennungen), in %



Als wichtigste Voraussetzungen für die TeamerInnen werden Motivation und Spaß an der Arbeit sowie eine von Respekt getragene Grundhaltung gegenüber allen Teilnehmenden und Teammitgliedern gesehen; gerade im Hinblick auf diese Grundhaltung haben die TeamerInnen auch eine wichtige Vorbildfunktion für die Teilnehmenden, der sie gerecht werden müssen. Daneben sind „soft skills“ wie Teamfähigkeit, Zuverlässigkeit, Verantwortungsbewusstsein, Geduld, Empathie, Konfliktfähigkeit, Kommunikationsfähigkeit und Offenheit gerade auch für die inklusive Arbeit gewünscht. Die Bereitschaft für hohes Engagement ist vor allem bei den kleineren und vollständig ehrenamtlich arbeitenden Trägern gefragt: Es geht um einen großen Einsatz von Zeit, Energie und Arbeit schon in der Vorbereitung, sowie um das „Opfern“ von Urlaubstagen und eine anstrengende Zeit während der Reise, die wenig Raum für Privatsphäre und oftmals wenig Zeit zum Schlafen lässt.

Die intensive, aber begrenzte Zeit auf einer Reise bewirkt bei den Teilnehmenden häufig, dass sie sich den MitarbeiterInnen gegenüber öffnen, die aber ihrerseits nur begrenzte Möglichkeiten haben, über die Reise hinaus den Kindern und Jugendlichen zu helfen oder sie im Alltag zu unterstützen:

*„Also, was für uns eigentlich wichtig ist, (...) dass wir den Kindern zuhören und dass wir, wenn wir ähm irgendeine Möglichkeit haben und äh für uns die Erkenntnis gewonnen haben über das Team, dass irgendwelche Problemlagen vorliegen könnten, wo wir vielleicht die Hilfestellung können sollten oder wollen, äh dann ist es uns ein Anliegen, nicht (...) nach Ende einer Reise, Kinder einfach wieder in das zu entlassen, wo sie hergekommen sind und so ne Reise als Momentaufnahme zu betrachten, äh sondern dass wir dann sagen, da versuchen wir uns mal zu kümmern. Äh, das könnte vielleicht mein Abschluss dazu sein, dass wir eigentlich Kinder über die Reise hinaus, wir machen ja auch Nachtreffen bei jeder Reise. (...) und äh, darüber werden auch die Kontakte zu den Teams gehalten. Und es gibt sehr sehr*

*viele Kinder, die über die Freizeit hinaus immer mal noch Kontakt zu unseren Reiseleitern haben, weil die sagen, wenn du was hast, ruf mich an.“ (FFD)*

Deutlich wird gerade auch mit Blick auf die Teams, dass inklusive Arbeit Zeit braucht – in diesem Fall Zeit zur Gewinnung von Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern, Zeit für die Teams, um sich als solche zu finden, Zeit für Schulung und Erfahrungsaustausch, Zeit um innerhalb des Teams eine Atmosphäre von Respekt und Transparenz herzustellen; jede/r einzelne TeamerIn braucht Zeit, um ein solches Engagement überhaupt ermöglichen zu können und Zeit, um auf die Bedürfnisse der Teilnehmenden eingehen und ggf. spontan reagieren zu können.

#### 5.3.4 Elternarbeit

Ein wichtiger und besonders zeitaufwändiger Bereich vor allem in der Vorbereitung einer Reise ist der Kontakt zu und der Informationsaustausch mit den Eltern. Dabei geht es zum einen darum, ein Vertrauensverhältnis zu den Eltern aufzubauen, damit diese überhaupt bereit sind, ihr Kind / ihre Kinder mit dem jeweiligen Träger verreisen zu lassen und das Gefühl haben, dass es dabei bestmöglich versorgt ist; dies ist umso wichtiger, je jünger ein Kind ist und / oder je höher der Betreuungs- oder Pflegebedarf ist. Zum Anderen ist die Abfrage von Informationen bzgl. der individuellen Bedarfe eines/r Teilnehmenden für die meisten Träger zentraler Bestandteil ihrer Vorbereitung für die Reise; zugleich werden die Eltern über Details der Reise, Zuständigkeiten und Regeln informiert und individuelle Absprachen getroffen. Elternarbeit kommt hier eine zentralere Bedeutung zu als klassischerweise in der Jugendarbeit bzw. beim Jugendreisen.

Im Wesentlichen werden vier Wege der Kommunikation und Kooperation zwischen Trägern und Eltern genutzt:

- *Telefonate*, die häufig schon vor der Anmeldung eines/r Teilnehmenden erfolgen und dann von den Eltern ausgehen, um erste Informationen zu bekommen und beispielsweise abzuklären, inwiefern die Teilnahme unter den gegebenen Bedingungen überhaupt möglich ist;
- mehr oder weniger ausführliche *Fragebögen*, die Bestandteil der Anmeldeformalitäten sind und Informationen zu Medikamenten, Allergien, Betreuungs-/Pflegebedarf, Selbständigkeit und die Erlaubnis bspw. von Kaffee- oder Alkoholkonsum etc. abfragen;
- *Vortreffen oder Elternabende*, die teilweise mit, teilweise ohne die Teilnehmenden stattfinden und auf denen alle wichtigen allgemeinen Fragen geklärt werden;
- schließlich *Hausbesuche* der TeamerInnen bei den Familien.

Dabei sind Umfang und Ausgestaltung der einzelnen Kommunikationswege von Träger zu Träger sehr unterschiedlich: so füllen bei manchen Trägern alle Eltern einen umfangreichen Fragebogen aus, bei anderen nur die Eltern von Kindern/Jugendlichen mit Behinderung; bei manchen Trägern ist ein Informationsabend mit Eltern und Teilnehmenden das zentrale Instrument zur Vorbereitung, bei anderen findet keine derartige Veranstaltung statt. Bei

Trägern, die die teilnehmenden Kinder und Jugendlichen bereits aus der alltäglichen Arbeit oder von früheren Reisen kennen, gestaltet sich die Elternarbeit natürlich grundlegend anders als bei Trägern, die die Teilnehmenden vorher nicht kennen. Ein weiterer Faktor sind die personellen und zeitlichen Kapazitäten, die dem Team für Elternarbeit zur Verfügung stehen, sowie die Frage, ob der Träger stark regional/lokal orientiert ist oder Teilnehmende aus ganz NRW (oder gar darüber hinaus) bei der Reise dabei sind.

Auch die Einschätzung des Informationsaustausches variiert: Einige Träger beschreiben die Kommunikation mit den Eltern als sehr gelungen, andere berichten davon, dass die für eine Reise wirklich wesentlichen Informationen über die einzelnen Teilnehmenden von den Eltern oftmals nicht erwähnt werden – sei es aus mangelndem Bewusstsein ihrer Dringlichkeit, aus Scham oder aus Angst, dass das Kind dann nicht mitfahren kann:

*„Ähm gut wäre, wenn die Eltern manchmal mehr offener mit uns umgehen würden. Also häufig werden gerade Dinge wie Bettnässen oder psychische Probleme oder so werden verschwiegen, aus Angst, dass wir das Kind dann nicht mitnehmen würden. Und das ist für uns ein echtes Problem, wenn wir nicht wissen, was bei den Kindern abläuft, äh dann haut es uns auf der Freizeit wirklich um. Also, dass wir da ein Kind hatten, das dann auf einmal meinte, seinen verstorbenen Vater im Wald zu sehen und dann plötzlich losrannte. (...) Und wir überhaupt nicht wussten, a) dass der Vater verstorben war, b) dass es da massive Probleme gegeben hatte, ähm wir wussten von nichts. Wahrscheinlich haben die Pflegeeltern geglaubt, sie müssen uns das nicht sagen, oder es wird für uns zu problematisch, aber wir standen völlig hilflos mitten in Dänemark, mitten im Wald, und wussten nicht, wie wir mit dem Kind umgehen sollten. Ähm das geht uns oft so, dass Eltern einfach nicht offen genug mit uns umgehen.“ (EJB)*

Allerdings wird zu viel Information vorab manchmal auch als schwierig empfunden, weil sie den unvoreingenommenen Blick auf das Kind verstellt oder zu sehr durch die Perspektive der Eltern geprägt ist:

*„Also wir haben halt auch so ein bisschen den Ansatz, dass wir sagen, wir sind eine Freizeit-einrichtung und wir sind eine therapiefreie Zone. Also wir haben hier im Haus, klar ist für uns wichtig, wenn ein Kind Anfälle bekommt ne, was für Medikamente braucht es und was kann da alles passieren und was müssen wir beachten. Also so sag ich mal, lebensnotwendige Dinge müssen wir einfach wissen. Aber ansonsten lernen wir die Kinder natürlich auch gerne selber kennen. (...) Zum Teil muss man einfach auch sagen, das ist unsere Erfahrung, dass man einfach, dass die Kinder sich bei uns trotzdem auch nochmal ganz anders verhalten, also in der Gruppe, als mit den Eltern. Also wir haben da wirklich oft Kinder, wo die Eltern teilweise sagen, also der wird nie auf ein Schiff gehen oder der wird nie Spinat essen oder keine Ahnung, also da werden sie ganz große Probleme mit dies das oder jenem haben und es ist überhaupt kein Problem. (...) Aber ähm und auf der anderen Seite sind da manchmal Informationen, also da hat man dann zehn Seiten Medikamente, bei Kopfschmerz, bei dies, bei das, bei jenem, bei Haausschlag, bei weiß ich nicht, die teilweise wirklich zu differenziert sind.“ (ML)*

Größere, überregional arbeitende Träger müssen sich aus logistischen Gründen auf die Angaben in den Fragebögen und ggf. Telefonate beschränken, die Informationen werden von den Hauptamtlichen eingeholt und an die ehrenamtlichen Reiset Teams weitergegeben. Bei kleineren und lokal arbeitenden Trägern ist ein intensiverer und persönlicherer Kontakt zu den Familien möglich.

Zur Erleichterung des Kontaktes auch für die Eltern wird teilweise so verfahren, dass ein/e oder zwei TeamerInnen für eine bestimmte Anzahl an Teilnehmenden zuständig sind und den Kontakt mit den Eltern aufbauen und auch während der Reise halten – ein/e Interviewte/r spricht in diesem Zusammenhang von „*Bezugsbetreuung*“ (VFB):

*„Und wir bilden immer Teams, das halt ähm zwei Leute sind für eine bestimmte Anzahl von Teilnehmern zuständig. Das macht es halt eben einfacher, dass die Leute eine Ansprechperson immer haben (...) und wenn so alle sich für alle verantwortlich fühlen, finde ich das immer sehr schlecht, weil da fühlt sich halt meistens dann hinterher gar keiner verantwortlich. Und so sind immer konkret äh zwei Leute für was weiß ich vier, fünf, sechs Leute zuständig, die dann auch nochmal, dann gehen wir die Fragebögen mit denen nochmal durch und meistens sehen wir ja dann nochmal, ne, welche Fragen nicht richtig beantwortet sind und da gibt es meisten gerade für die Menschen mit Behinderung gibt es natürlich nochmal einen Hausbesuch (...) oder telefonische Abfragen nochmal, die Eltern werden nochmal angerufen, wie es denn aussieht ne irgendwie (...) dann gibt es z.B. so Sachen wie Kaffeetrinken oder sonstiges, vergessen die Eltern immer sehr gerne. Alkohol äh vergessen die Leute auch immer sehr gerne, was er darf und was er nicht darf äh und auch die Sachen, darf der mit drei Leuten ohne Mitarbeiter weg oder nicht weg - das sind so Sachen, die nochmal konkret ganz konkret nachgefragt werden müssen.“ (JBH)*

Es wird festgestellt, dass die Eltern von Kindern und Jugendlichen mit Behinderung zumeist mehr Fragen und Sorgen haben als die Eltern von Kindern und Jugendlichen ohne Behinderung, dass sie aber auch kontaktfreudiger sind und ein gutes Verhältnis zu den TeamerInnen hier besonders wichtig ist. Zudem sind die Eltern von Jugendlichen mit Behinderung länger von großer Relevanz als bei Jugendlichen ohne Behinderung, die früher selbständig genug sind, für sich selber zu sprechen und zu entscheiden.

Bei jüngeren Teilnehmenden wird beobachtet, dass die Eltern oftmals mehr Schwierigkeiten mit dem Abschiednehmen und der Trennung haben als die Kinder – dies gilt unabhängig davon, ob es sich um Kinder mit oder ohne Behinderung handelt. Trotzdem ist gerade für Eltern von Kindern und Jugendlichen mit höherem Pflege- oder Betreuungsbedarf die Teilnahme ihrer Söhne und Töchter an einer solchen Reise oftmals die einzige Möglichkeit, selbst ein paar Tage Urlaub von der Pflege und Sorge um ihr Kind machen zu können, bzw. ihr Kind in den Schulferien angemessen versorgt zu wissen, während sie selbst arbeiten müssen.

### 5.3.5 Ausschreibung, Ansprache und Anmeldung

Zentrales Kriterium für „*Accessibility*“, also die Zugänglichkeit als Strukturelement inklusiver Angebote, sind die Ausschreibung eines Angebots und die Ansprache von potenziellen Teilnehmenden (bzw. ihren Eltern). Die Interviewten berichten von unterschiedlichen Wegen der Ausschreibung und Ansprache, wobei sich auch wieder kleinere regional arbeitende Träger von größeren überregionalen Trägern unterscheiden. Effektivstes und günstigstes Medium für regionale Träger ist die Mund-zu-Mund-Propaganda, die Werbung von Teilnehmenden durch Teilnehmende – zugleich ist dieses Werbemittel jedoch kaum durch die Träger beeinflussbar. Daneben spielen das gezielte Anschreiben ehemaliger Teilnehmender

und die Werbung über Flyer, Plakate und Zeitungsberichte bei regionalen Trägern eine Rolle. Bietet ein Träger mehrere Reisen an, ist der Reise-Katalog ein wichtiges Format – sei es in einer gedruckten Version oder als Download. Unabhängig von Größe und Einzugsbereich eines Trägers ist inzwischen das Internet als Mittel der Teilnehmenden-Akquise von größter Bedeutung: Über eigene Websites, Foren und Suchmaschinen werden neue Teilnehmende auf die Reisen aufmerksam gemacht, zugleich können die Träger über soziale Netzwerke (social media) in Kontakt zu ehemaligen Teilnehmenden bleiben und auf weitere Angebote hinweisen.

In einer Frage, die für den Erfolg der Werbemaßnahmen ausschlaggebend zu sein scheint und zugleich wesentlich damit zu tun hat, welches Verständnis inklusiver Arbeit vertreten und angewandt wird, besteht zwischen den Trägern große Uneinigkeit und auch Unsicherheit bzgl. des eigenen Vorgehens: Es ist die Frage danach, ob und wie eine „inklusive“ Reise auch als „inklusive“ betitelt und verkauft wird. Hier gehen die Meinungen und Erfahrungen deutlich auseinander: Während einige Träger ihre Reisen ganz explizit als „inklusive“ benennen und damit gute Erfahrungen gemacht haben, sehen andere das Etikett „inklusive“ als Grund dafür, warum die Anmeldezahlen für eine Reise gering sind:

*„Wir haben ausgeschrieben eine integrative Ferienfreizeit. - Wir haben sie tatsächlich so genannt, weil wir den Standpunkt vertreten haben, inklusiv ist halt einfach noch nicht bekannt. (...) - Explizit ausgeschrieben eine inklusive Ferienfreizeit, die haben wir vor einer Woche storniert, weil wir genau eine Anmeldung hatten. Ja. Ähm, die war für sechs- bis 10jährige ausgeschrieben, nach Kappeln, also das ist sicherlich vielleicht auch ein Beweggrund, nicht die Tatsache, dass wir eine integrative Ferienfreizeit ausschreiben sondern einfach, dass für eine Woche die Busfahrt nochmal ein Hemmnis ist. Kann sein, muss aber nicht, aber wir - Tatsache ist, die die wir angeboten haben, haben wir rausgenommen.“ (IVA)*

Dieses Problem umgehen andere Träger, indem sie das Etikett „inklusive“ (bzw. „integrative“) zwar vermarkten, aber nicht allzu offensiv damit umgehen:

*„Integrative, also wir sind noch nicht bei dem ‚inklusive‘ gelandet. Wir sind nur bei ‚integrative‘. Also, beziehungsweise, unser Name von der Freizeit ist ‚Das Aktivcamp‘<sup>31</sup>, so heißt unsere Freizeit, und das steht halt groß oben drüber. Und dann ist aber noch mal in mittelgroßer Schrift halt das Wort ‚integrative‘, damit das halt in Auge fällt, und dann erklären wir uns noch n bisschen.“ (BOB)*

Manche Reisen werden auch gar nicht als „inklusive“ ausgeschrieben (und konzipiert), erhalten dann aber eine „inklusive“ Ausrichtung, weil Eltern von Kindern oder Jugendlichen mit Behinderung anfragen, ob ihr Sohn / ihre Tochter mitfahren kann, bzw. weil Eltern ihr Kind mit Behinderung einfach bei der Abfahrt zum Bus bringen, ohne dass der Träger vorher überhaupt über die Situation informiert war; letzteres Vorgehen wird von den Trägern – je nach dann plötzlich anfallendem Betreuungs- und Pflegebedarf – als hoch problematisch empfunden, weil keine Möglichkeit mehr besteht, entsprechende Vorkehrungen für die Reise zu treffen.

---

<sup>31</sup> Im Sinne der Anonymität des/der Befragten wurde der Name geändert.

Träger, die in anderen Arbeitsfeldern immer inklusiv arbeiten und bei denen das Reisen nur eines von vielen Angeboten oder ein Zusatzangebot ist – beispielsweise Jugendhäuser – verzichten in der Ausschreibung ihrer Reisen auch eher auf das Etikett „inklusiv“, weil sie davon ausgehen, dass ihre generelle Arbeitsweise bekannt ist und nicht erwähnt werden muss, dass auch ihre Reiseangebote allen Interessierten offenstehen. Ein weiterer Lösungsweg besteht darin, die Reisen nicht explizit als „inklusiv“ zu bezeichnen, durch Formulierungen und Gestaltung der Ausschreibung aber deutlich zu machen, dass es sich um eine inklusive Reise handelt – beispielsweise, indem auf Fotos zu erkennen ist, dass die Gruppe heterogen zusammengesetzt ist.

Dabei betonen die Träger immer wieder, dass es wichtig ist, vor allem die Eltern „da abzuholen, wo sie sie abholen müssen“ denn „einfach zu sagen, wir sind offen für alle, funktioniert einfach nicht“ (JBH). Dazu gehört, dass die Offenheit für Teilnehmende und ihre jeweils ganz spezifischen Bedürfnisse auf eine Weise deutlich gemacht wird, die eine gewisse Kompetenz und Sensibilität ausstrahlt (folgendes Zitat stammt von einem/r Befragten, der/die zugleich Elternteil eines Kindes mit Behinderung ist):

*„und weil ich die Erfahrung auch selber ja auch gemacht habe (...) ist es eben auch echt ein Problem gewesen, so ne wir haben dann geguckt, ja gut ja bei [Träger XY] könnte ich ihn jetzt nicht anmelden, also weder gibt es irgendein Hinweis im Katalog, dass da in der Betreuung auch Kinder mit Behinderungen äh, betreut werden, ich hab keine Angaben darüber, wie viele Leute betreuen da eigentlich, natürlich gibt es so Problematiken, Weglauftendenzen und so weiter, das würde ich denen gar nicht zutrauen, also schon gar nicht, wenn da irgendwie nichts zu steht als Hinweis.“ (MD)*

Die Art und Weise der Ausschreibung kann dann auch Einfluss darauf haben, wie offen die Eltern in der Kommunikation über die Bedürfnisse ihrer Kinder sind: Wenn sie das Gefühl haben, dass der Träger tatsächlich mit einer Vielzahl an Bedürfnissen umgehen kann und will, werden sie diese bei der Anmeldung auch offener kommunizieren. (vgl. Kapitel 5.3.4)

Die Anmeldung zu einer Reise erfolgt in der Regel schriftlich. Allerdings weist ein/e Befragte/r im Zusammenhang damit auf eine besondere Problematik hin: Während bei Teilnehmenden ohne Behinderung die Jugendlichen selbst die treibende Kraft hinter einer Anmeldung sind, nehmen bei Teilnehmenden mit Behinderung im gleichen Alter die Eltern diese Rolle ein. Dies führt dazu, dass die Teilnehmenden mit Behinderung wesentlich früher angemeldet sind als die Teilnehmenden ohne Behinderung:

*„Gerade Menschen mit Behinderung muss ich leider oft absagen, (...) oder musste ich oft absagen, (...) weil ähm es war dann so, wenn ich 20 Plätze habe und gerade Menschen mit Behinderung, wo die Eltern das dann organisieren, die sind ja schnell, die Eltern, d.h. die sehen, das Behindertenreferat gibt die Hefte raus, da stehen wir ja auch immer mit drinne und dann wird natürlich direkt zack-zack-zack ausgefüllt und sofort abgegeben. (...) Und Jugendliche mit, also ohne - oder ich sag immer gerne: normale Behinderung - die sind ja so, die lassen sich ja Zeit: ist ja erst im Juni wenn wir fahren, was sollen wir uns schon im Januar anmelden. Die sagen mir dann, ja ich fahr mit, und dann ist das erstmal für die erledigt so. (...) Also das mussten wir dann hinterher dann immer so machen, dass dann z.B. nur noch zehn Plätze frei waren, also wir mussten immer das aufstocken (...) und äh das läuft dann nur noch über mich, wenn dann noch was frei ist, darf sich jemand noch freiwillig anmelden, aber alle die jetzt sozusagen, sich schon mal mündlich anmelden, die gehen jetzt alle vor.“*

#### 5.4 Auf dem Weg zur Inklusion: Organisationsstruktur und Teilnehmergebung - Typen

Unter den interviewten Trägern lassen sich verschiedene Herangehensweisen an das Thema „Inklusion“ ausmachen, die von den unterschiedlichen institutionellen Rahmenbedingungen, der strukturellen Zugehörigkeit der Träger zu diversen Bereichen der Jugendarbeit und den vor Ort bestehenden Möglichkeiten beeinflusst sind. Anhand der Frage, in welchem Bereich ein Träger ursprünglich angesiedelt ist und auf welchem Wege er versucht, sein Angebot inklusiv zu gestalten und eine hinsichtlich Behinderung heterogene Teilnehmendengruppe zusammen zu bringen, können die interviewten Träger verschiedenen Typen zugeordnet werden:

Tab. 2: Typen

	Träger kommt ursprünglich aus der Behindertenhilfe	Träger kommt ursprünglich aus der Jugendarbeit	Kooperation zw. Jugendarbeit und Behindertenhilfe
arbeitet „ <b>inklusiv</b> “	Träger 1 und 2 (ML+JBH) → Typ A	Träger 3, 4, und 5 (BOB, EJB, EBF) → Typ B	Träger 6 (BNU) → Typ C
arbeitet eher „ <b>integrativ</b> “			Träger 7 (FFD) → Typ D
arbeitet mit <b>Parallelangeboten</b>	Träger 8 (IVA) → Typ E		

Träger 9 arbeitet (noch) nicht inklusiv, das zehnte Interview war, wie in Kapitel 4 beschrieben, ein Interview auf Meta-Ebene mit einer Person, die selbst keine Reisen durchführt, und ist insofern in diese Typenbildung nicht mit einzubeziehen.

Die in Tabelle 2 getroffene Unterscheidung zwischen „inklusiv“, „integrativ“ und „Parallelangeboten“ wird verständlich, wenn man beachtet, wie sich bei den jeweiligen Trägern aus ihrer Arbeitsweise heraus die Gestaltung der Reise/n ergibt. Die unterschiedlichen Muster sind in den Abbildungen 17.1 bis 17.4 dargestellt:

- Bei den *Typen A und B* gestaltet jeweils ein Träger mit seinem eigenen Team eine inklusive Reise. (Abb. 17.1)
- Bei *Typ C* bilden Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter von zwei unterschiedlichen Trägern (einem Träger aus der Jugendarbeit und einem Träger aus der Behindertenhilfe) gemeinsam ein Team und gestalten eine gemeinsame Reise. (Abb. 17.2)
- Bei *Typ D* gestalten zwei getrennte Teams, die von zwei unterschiedlichen Trägern kommen, eine Reise, die gemeinsame und getrennte Elemente aufweist; so erfolgen Anreise, Unterbringung und alle Mahlzeiten gemeinsam, in den Programmpunkten zwischen den Mahlzeiten gibt es aber auch unterschiedliche Varianten für die Teilnehmenden mit und ohne Behinderung, die vom jeweiligen Team verantwortet werden. (Abb. 17.3)

- Bei *Typ E* schließlich finden zur gleichen Zeit am gleichen Ort zwei Reisen statt, die von zwei Teams geleitet werden, welche aber vom gleichen Träger kommen<sup>32</sup>. Jede Reise hat ihr eigenes Programm, dabei gibt es aber einzelne gemeinsame Elemente, wie einen gemeinsamen Grillabend, eine Disco, einen gemeinsamen Ausflug o.ä. (Abb. 17.4)

Abb. 17.1: Typen A und B

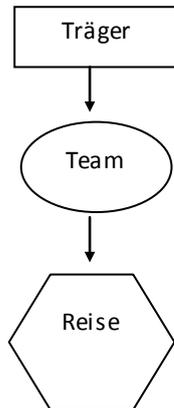


Abb. 17.2: Typ C

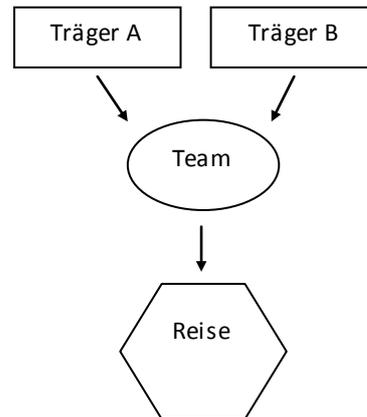


Abb. 17.3: Typ D

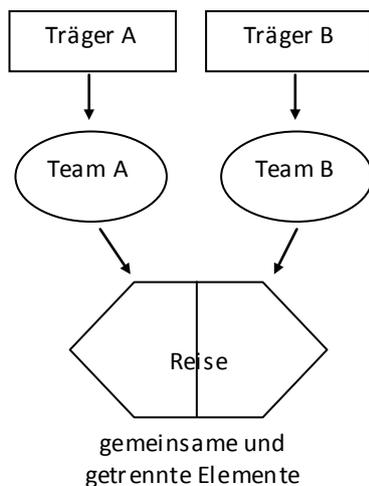
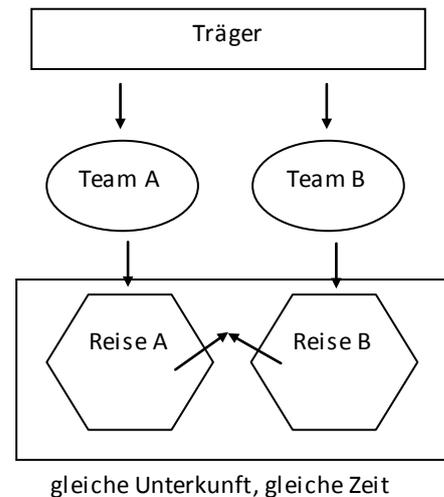


Abb. 17.4: Typ E



„Inklusiv“ im Sinne des in Kapitel 3 beschriebenen Verständnisses von Inklusion wären die *Typen A, B und C*, bei denen – idealerweise – während der Reise Differenzierungen im Programmablauf o.ä. nicht pauschal anhand des Kriteriums „behindert / nicht-behindert“ oder irgendeiner anderen Gruppenkategorie, sondern nur mit Blick auf das einzelne Individuum vorgenommen werden. Damit sollen die *Typen D und E* jedoch nicht abgewertet werden, bieten sie doch in ihrer Anlage zumindest die Gelegenheit für gemeinsames Erleben und damit die für Inklusion letztlich notwendige Grunderfahrung. Je nach personellen und finanz-

<sup>32</sup> Typ E ist sicherlich auch denkbar mit zwei Teams, die von unterschiedlichen Trägern kommen. Unter den hier befragten Trägern fand sich aber nur das Modell mit einem einzigen Träger, deshalb ist dies hier dargestellt. Eine Besonderheit liegt dabei darin, dass dieser Träger von seinem Ursprung her beiden Bereichen zuzurechnen ist – der Jugendarbeit und der Behindertenhilfe – und deshalb auch zwei entsprechende Teams stellen kann.

iellen Ressourcen, Gruppenzusammensetzung, Umfang des Betreuungs- und Pflegebedarfs und den Gegebenheiten am Reiseziel (bspw. im Hinblick auf Barrierefreiheit des Geländes) sind die Typen D und E eine Möglichkeit, sich der Idee einer „inklusive Reise“ überhaupt anzunähern. Vor dem Hintergrund der Gefahr einer Überfrachtung des zu großen Teilen ehrenamtlichen Feldes verdient auch dieses Vorgehen Anerkennung.

Die unterschiedlichen expliziten Kooperationsmodelle (*Typen C, D und E*) bieten mehrere Vorteile: Zum einen ermöglicht die Kooperation mit einem Partner aus dem jeweils anderen Bereich (also Jugendarbeit oder Behindertenhilfe) den Zugang zu Teilnehmenden, die die eigene Einrichtung nicht erreicht. Zweitens sind im Team bzw. in den Teams dann Personen vertreten, die Fachwissen und Erfahrungen aus den unterschiedlichen Bereichen mitbringen. Und nicht zuletzt eröffnen sich durch eine Kooperation auch Zugänge zu unterschiedlichen Fördermitteln, die an bestimmte Kriterien der Trägerstruktur oder seiner Klientel gebunden sind.

Dabei ist ein offener, von einem hohen Maß an Kommunikation und Transparenz geprägter Umgang der Träger und Teams miteinander von ausschlaggebender Bedeutung. Die gemeinsame Festlegung von Rahmenbedingungen und Regeln sowie die Weitergabe von Fachwissen und Hintergrundwissen zu den Bedürfnissen und Verhaltensweisen der Teilnehmenden sind umso wichtiger, je enger die Kooperation und je größer der Anteil an tatsächlich gemeinsam gestalteter Zeit auf der Reise ist:

*„(...) also die Aufklärung ist wirklich das A und O bei solchen Maßnahmen, also dass man als Mitarbeiter untereinander zwei verschiedene Fachrichtungen im Prinzip – ich meine Jugendarbeit und einmal die Arbeit mit Menschen mit Behinderung oder in dem Fall Kinder mit Behinderung – äm, dass die Mitarbeiter auch untereinander auch miteinander umgehen und selber auch Fragen stellen, warum ist dieses Kind so auf unserer Seite, warum verhält der sich so auf deren Seite, warum zieht sich diese Jugendliche so zurück – weil, wie der Mitarbeiter von dem Kooperationspartner erklärt, weil es halt Missbrauchsgeschichten in der Familiengeschichte gab und so weiter. Um halt gegenseitig ein Verständnis halt für die Verhaltensweisen halt aufzubauen. Ist immer ein wesentlicher Punkt meiner Mitarbeiterbesprechung, das auch zu fördern und das auch zu fordern von meinen Mitarbeitern, dass die da offen miteinander umgehen (...).“ (BNU)*

Die Gewinnung von Teilnehmenden für inklusive Reisen wird also vereinfacht, indem Träger aus den jeweiligen Arbeitsbereichen sie ansprechen. Damit wird das Problem umgangen, an dem nach eigener Darstellung Träger 9 bislang scheitert: *„Grundsätzlich sind wir offen für alle, aber letztendlich melden sich Kinder mit Behinderung an.“ (VFB)* Für einen Träger aus der Behindertenhilfe, der wie in diesem Fall das Wort „Behindert“ sogar im Namen trägt, ist es auch Sicht der/des Befragten – unter den gegebenen personellen und damit zeitlichen Bedingungen – geradezu unmöglich, sein Angebot für Menschen ohne Behinderung zu öffnen.

Einen anderen Lösungsweg für das Problem der Teilnehmergewinning geht Träger 8, der wie oben erläutert zwei parallele Reisen mit gemeinsamen Elementen (*„inklusive Aspekten“*) durchführt (Typ E) – und darauf an keiner Stelle der Ausschreibung explizit hinweist. Dies erweist sich jedoch als nicht unproblematisch:

IP: „Also bei den Freizeiten, die halt quasi parallel laufen ähm, ist (...) bspw. ein Kind abgeholt worden und bei dem Abholen, ich war selber vor Ort, die Eltern haben das Kind abgeholt und haben sich im Nachhinein sich auch wirklich noch schriftlich ähm quasi wirklich beschwert, dass man darauf vorbereitet werden müsste, wenn da so viele äh verhaltensauffällige Kinder und behinderte Kinder mit meinem Kind das Haus teilen. (...) Ich war einfach also ganz ganz schockiert.

I: Ja. Also, das war der Grund, warum das Kind abgeholt wurde?

IP: Äh ne, das war nicht ein Grund, das war noch etwas, was sie uns mitgeben wollten, nachdem sie ihr Kind abgeholt haben. Ähm also, eine völlige Reizüberflutung und eine Zumutung, so ungefähr.“ (IVA)

Die Darstellung der unterschiedlichen Typen und ihrer Vorgehensweisen macht deutlich, wie die Träger je nach den ihnen gegebenen Möglichkeiten versuchen, sich der Idee der Inklusion anzunähern. Sie bietet außerdem Anhaltspunkte dafür, an welchen Stellen ein Implementierungsprozess für die weitere Verankerung der Inklusion im Bereich des Kinder- und Jugendreisens ansetzen könnte. Darauf wird in Kapitel 6.2 weiter eingegangen.

### **5.5 Herausforderungen für die Träger und Hindernisse für inklusives Arbeiten**

Auf die Frage, ob sie noch weitere Einrichtungen kennen, die inklusiv arbeiten, bzw. inklusive Reisen anbieten, antworten die meisten der befragten Träger mit einem klaren „Nein“. - Sie sind sich untereinander kaum bekannt und haben selten Kontakt zu anderen, vergleichbar arbeitenden Trägern. Allerdings scheinen sie sich nicht darüber zu wundern, weil ihnen die verschiedenen Schwierigkeiten und Herausforderungen im Zusammenhang mit Inklusion bewusst sind:

Zum einen wird eine mehr oder weniger stark ausgeprägte Abwehrhaltung seitens der unterschiedlichen Beteiligten wahrgenommen. So wehren sich Träger und TeamerInnen gegen eine Annäherung an Inklusion, weil sie fürchten, den damit verbundenen Aufgaben nicht gewachsen zu sein, weil sie den Mehraufwand fürchten, weil sie Angst haben, ihre ehrenamtlichen MitarbeiterInnen zu überfordern oder schlichtweg aufgrund von Vorurteilen gegenüber und in der Arbeit mit Menschen mit Behinderung. Deutlich wird dies an folgendem Beispiel:

„Im Übrigen stelle ich bei meinen Mitarbeitern fest, dass da ganz viel Ängste am Anfang waren. Als wir uns entschieden haben, behinderte Kinder mitzunehmen, war das beim Team zunächst sehr angstbesetzt, weil sie Sorge hatten, dass sie es nicht schaffen. Und wir hatten beim letzten Jahr zum ersten Mal ein stark sehbehindertes Kind dabei, (...) Und dann habe ich in der Vorbereitung mit den Mitarbeitern so Übungen gemacht, wie man mit hörbehinderten und sehbehinderten Kindern umgeht, worauf man achten muss, und stellte fest, dass sie also wirklich der Meinung waren, dass sie es nicht könnten. Also, ein sehbehindertes Kind könnte nicht mit abtrocknen, weil es ja den Tisch nicht findet, wohin es den Teller hinstellen soll. Und ich habe sie irgendwann, eine ganze Weile machen lassen, und hab sie dann mal gefragt, was sie eigentlich glauben, ob das Kind auch geistig behindert wäre. Sie trauten dem überhaupt nichts mehr zu. Und waren nachher auch total begeistert, was der alles kann und wie gut der eigentlich zurecht gekommen ist. Und das war, glaube ich, fürs Team auch ganz wichtig, solche Erfahrungen zu machen.“ (EJB)

Auch auf Seiten der Eltern und der Teilnehmenden werden Abwehrreaktionen beobachtet. So sehen nach dem Eindruck der Befragten vor allem Eltern von Kindern bzw. Jugendlichen ohne Behinderung keinen Bedarf an inklusiven Reisen oder fürchten sogar, dass ihr Sohn / ihre Tochter während der Reise zu kurz kommen könnte, wenn Teilnehmende mit Behinderung dabei sind. Eltern von Kindern oder Jugendlichen mit Behinderung wiederum haben eher Angst, dass ihr Sohn / ihre Tochter auf der Reise nicht angemessen betreut bzw. gepflegt wird – und das heißt oftmals: nicht genau so, wie sie selbst es immer tun. Bei den Teilnehmenden ohne Behinderung bestehen im Wesentlichen Berührungsängste gegenüber denen mit Behinderung:

*„Also, es sind ganz bestimmt die Hemmschwellen, die da noch teilweise da sind, also, grade bei Familien, die halt eben nicht diesen Kontakt zu Menschen mit Behinderung gewohnt sind. Das glaub’ ich schon, dass da einfach Berührungsängste oder, man weiß halt nicht so genau, was kommt da auf einen zu. Also, (...) irgendwann hatten wir ne interessierte nicht behinderte Teilnehmerin, die sich erst nicht so sicher war, und dann hieß es so, ja, aber wenn die dann so sabbern und so... Also, es sind wirklich so, also man, da sind halt Vorstellungen einfach in den Köpfen, die man dann nehmen muss.“*

Nicht immer hat eine abwehrende Haltung des Trägers oder Teams aber etwas mit der jeweiligen Einstellung zu tun. Wenn in einem Team beispielsweise die entsprechenden pflegerischen oder medizinischen Kenntnisse nicht vorhanden sind, kann dies vor allem bei körperlichen Behinderungen dazu führen, dass eine Teilnahme nicht ermöglicht werden kann, bzw. sich das Team die Betreuung oder Pflege berechtigterweise nicht zutraut. Ebenso können die Gegebenheiten am Reiseziel, also vor allem in der Unterkunft, ein Grund dafür sein, dass bestimmte Bedarfe nicht oder nur in einem bestimmten Umfang gedeckt werden können – dass beispielsweise bei Unterkunft in einem schwer zugänglichen Haus in Hanglage nur ein oder zwei Teilnehmende mit größeren Einschränkungen ihrer Mobilität mitgenommen werden können, weil es für die Gruppe nicht leistbar ist, mehr als zwei Personen die entsprechende Unterstützung zukommen zu lassen. Allerdings besteht auch die Gefahr, dass scheinbar ungenügende Rahmenbedingungen zu einer Ausrede dafür werden, nicht inklusiv arbeiten zu können:

*„Also, Inklusion ist eine Grundhaltung und nicht eine Bauweise (...) Also, ich kann nicht Inklusion verweigern, indem ich sage, mein Haus ist nicht dementsprechend gebaut, das können wir nicht inklusiv machen. (...) Und Inklusion heißt, auch mal Barrieren dann mal zusammen zu überwinden und nicht nur das schon fest zu haben. (...) Aber, äh, ich sag mal so: Wer die Grundhaltung nicht hat, der braucht auch nicht mit so einem Haus ankommen.“*  
(JBH)

Mit dem Hinweis auf gemeinsames Überwinden von Barrieren ist bereits auf einen weiteren Bereich verwiesen, an dem sich entscheiden kann, ob ein Träger inklusiv arbeitet oder nicht, bzw. ob ein Träger, der für sich in Anspruch nimmt, inklusiv zu arbeiten, bestimmte Kinder und Jugendliche dann eben doch von einer Teilnahme ausschließt. Eine solche Grenze wird da gezogen, wo ein Kind bzw. ein Jugendlicher einen so hohen Betreuungs- oder Pflegebedarf hat, dass das Team sich nicht in der Lage sieht, dem nachzukommen, bzw. wenn eine durchgehende (das heißt 24 Stunden täglich andauernde) Einzelbetreuung notwendig ist.

Die Begründung liegt dabei nicht so sehr in den personellen Ressourcen, sondern auch in der Gruppendynamik und der Idee davon, wie eine Reise gestaltet ist:

*„Ja, dann ist das halt nicht mehr inklusiv, sondern ein Kind wird in eine Gruppe geschoben und da steht dann immer ein Mitarbeiter, der halt dann immer dabei ist und das Kind dann da reinschiebt oder an der Hand hat und da reinführt oder so, aber auf Grund von dieser sehr nahen Mitarbeitersituation kann dieses Kind ja im Prinzip auch nicht wirklich Teil der Gruppe werden, weil halt immer ein Mitarbeiter da ist. Da ist für mich auch eine ganz klare Grenze.“ (BNU)*

Allerdings schildert genau dieselbe befragte Person im weiteren Verlauf des Interviews einen Fall, in dem es eben doch gelang, ein Kind mit starken Verhaltensauffälligkeiten und einer ausgeprägten Weglauftendenz in die Gruppe zu integrieren, obgleich ständig ein/e Teamer/in in seiner Nähe war. Offensichtlich ist also auch an dieser Stelle die Frage, wie die genauen Rahmenbedingungen sind und wie mit einem ganz individuellen Fall umgegangen wird. Einige Träger sehen denn Knackpunkt außerdem in der Frage, wie viele Kompromisse sie den Teilnehmenden mit und ohne Behinderung abverlangen können, um den Bedürfnissen der jeweils anderen Rechnung zu tragen; dabei stoßen sie schnell an Grenzen, die zu überschreiten ihrem Eindruck nach nicht möglich ist. Andere Träger dagegen sprechen überhaupt nicht von „Kompromiss“ – was ja immer ein Abweichen von einer Erwartung beinhaltet –, sondern sehen die Gestaltung der Reise, so wie sie ist, als den Normalfall an.

Die Entscheidung eines Trägers, nicht inklusiv arbeiten zu wollen, bzw. der Eindruck, nicht inklusiv arbeiten zu *können* kann darüber hinaus auch dadurch bedingt sein, dass die mit der inklusiven Ausgestaltung des Reiseangebots verbundenen Kosten nicht erbracht werden können – weder auf Seiten des Trägers noch auf Seiten der Eltern. Die befragten Träger berichten, dass beispielsweise barrierefrei gebaute Unterkünfte generell teurer sind als andere; zugleich erfordert ein höherer Betreuungs- oder Pflegeaufwand bzw. die Begleitung einer insgesamt stark heterogenen Gruppe einen höheren Mitarbeiterschlüssel, der sich ebenfalls in höheren Kosten niederschlägt. Dazu kommen die unterschiedlichen finanziellen Möglichkeiten der Teilnehmenden. Während Teilnehmende mit Behinderung oftmals die Möglichkeit haben, höhere Kosten beispielsweise durch Bezüge der Verhinderungspflege auszugleichen, ist es für Teilnehmende ohne Behinderung, die aus Familien in finanziell prekärer Situation kommen, oftmals schwierig den Teilnahmebeitrag zu erbringen.<sup>33</sup> Damit sehen sich Träger vor die Entscheidung gestellt, den Teilnahmebeitrag entweder so zu erhöhen, dass alle Bedarfe der Teilnehmenden mit Behinderung erfüllt werden können, oder ihn so niedrig zu halten, dass Teilnehmende aus finanziell prekärer Situation ihn sich leisten können. – Im Sinne der Inklusion müssten beide Gruppen gleichermaßen berücksichtigt werden. Bis zu einem gewissen Grad ließe sich die Schwierigkeit der Finanzierung aber schon abschwächen, wenn Träger, TeamerInnen und Eltern besser über Förderungsmöglichkeiten (wie beispielsweise das Bildungs- und Teilhabepaket oder die Verhinderungspflege) informiert wären und Finanzierungsinstrumente sinnvoll eingesetzt werden könnten.

---

<sup>33</sup> Vgl. Kapitel 5.3.1

### **5.6 Bedarfe und Perspektiven der Träger für ihre weitere Arbeit**

Angesichts dieser vielfältigen Herausforderungen durch und Hindernisse für inklusives Arbeiten identifizieren die interviewten Träger eine Reihe von Bedarfen bezüglich ihrer eigenen künftigen Arbeit und bezüglich der weiteren Implementierung inklusiven Arbeitens im Bereich des Kinder- und Jugendreisens. Dass der Bedarf an inklusiven Reiseangeboten zukünftig eher steigen wird, daran haben die Träger keine Zweifel; vielmehr rechnen sie mit stärker fordernden Nachfragen durch selbstbewusster auftretende Eltern, je mehr sich Gemeinsamer Unterricht an den Schulen durchsetzen wird.<sup>34</sup> Zugleich beobachten die Träger bei sich selbst und bei ihnen bekannten anderen Einrichtungen der Jugendarbeit, dass zumeist nur dort inklusiv gearbeitet wird, wo mindestens eine der entscheidenden Personen einen direkten persönlichen Bezug (sei es privat oder beruflich) zur Arbeit mit Menschen mit Behinderungen mitbringt, oder wo ein persönlicher Bezug zu einem konkreten Kind oder Jugendlichen mit Behinderung besteht, das bzw. der dann eben auf eine Reise mitgenommen wird (beispielsweise in Kirchengemeinden). Andererseits wird aber auch davon ausgegangen, dass ein „von oben“ angeordneter Einstieg in inklusives Arbeiten schwierig, wenn nicht gar unmöglich ist:

*„Man kann nicht sagen, wir brauchen jetzt Jugendorganisationen, die sich kümmern, das funktioniert alles nicht. Das geht immer über bestimmte Personen, die sich dafür interessieren.“ (EBF)*

Manche Träger beschreiben mit Blick auf ihre künftige Arbeit vor allem die finanzielle Absicherung ihrer bereits etablierten Angebote als Herausforderung, andere wollen ihr eigenes Angebot ausbauen oder dessen Ausgestaltung überdenken, wenige richten den Blick nach außen und wollen sich bemühen, ihre Vorstellungen von und ihre Erfahrungen mit inklusiver Arbeit an andere Einrichtungen weiterzugeben.

Damit sind bereits einige der Bedarfe angedeutet, die die interviewten Träger benennen. Der Bereich, in dem die meisten Bedarfe gesehen werden, sind die Finanzen zur Umsetzung einer Reise: Die durch inklusives Arbeiten entstehenden höheren Kosten (vgl. Kapitel 5.3.1) müssen auf eine Art und Weise ausgeglichen werden können, die nicht zulasten der Teilnehmenden geht; dazu gehört auch, dass ein angemessener Betreuungsschlüssel sicher gestellt werden kann. An den bislang bestehenden Förderinstrumenten öffentlicher Stellen wird kritisiert, dass die Antragsstellung teilweise bereits erfolgen muss, bevor bekannt ist, wer an der betreffenden Reise teilnehmen wird und welche Bedarfe dementsprechend entstehen, und dass die für die Förderungswürdigkeit zu erfüllenden Quoten an Teilnehmenden mit einer anerkannten Behinderung die Leistungsfähigkeit der Teams überschreiten würden.<sup>35</sup> Zudem wird beobachtet, dass die Förderprioritäten immer stärker hin zu örtlichen Maßnahmen mit einer großen Anzahl an Teilnehmenden gehen (z.B. Stadtranderholungen) und kleinere, intensivere und außerörtliche Maßnahmen immer weniger gefördert werden. Gerade die Träger, zu deren Selbstverständnis eine inklusive Grundhaltung und ein inklusives

---

<sup>34</sup> So wird bislang beobachtet, dass vor allem Eltern, die großen Wert auf inklusives Lernen in der Schule legen, ihre Kinder auch im Freizeitbereich zu „ganz normalen“ Angeboten anmelden.

<sup>35</sup> Hier wird von Seiten des Staates im Dienste der „Inklusion“ mit Quoten gearbeitet, die dem Grundgedanken der Inklusion widersprechen; dabei sind Förderinstrumente, die andere Kriterien anlegen, durchaus denkbar.

Angebot gehören, sehen sich zudem der berechtigten Erwartung gegenüber, auch denjenigen Menschen, die finanziell nicht dazu in der Lage sind, eine Teilnahme an ihrem Angebot zu ermöglichen. Kirchen und kommunal getragene Jugendhäuser sehen sich aufgrund der teilweise prekären Finanzsituation der Jugendarbeit auf kommunaler Ebene dazu jedoch immer weniger in der Lage.

Letztendlich wird die finanzielle Ausstattung auch als zentraler Aspekt für weitere Implementierungsbemühungen betrachtet: Inklusives Arbeiten müsse attraktiv gemacht werden, indem es nicht durch Kürzungen oder aufwändige Antragsstellungen für Fördergelder erschwert, sondern stattdessen mit finanziellen Anreizen versehen werde.

Neben den finanziellen Aspekten sehen die Träger aber noch weitere Bedarfe für die Zukunft. So wird berichtet, dass es immer schwieriger werde, geeignete und engagierte ehrenamtliche MitarbeiterInnen zu finden, was unter anderem auch an mangelnder sozialer und finanzieller Anerkennung des Engagements liege. Zudem seien Schulung und Beratung für die TeamerInnen nötig. Dabei müsse es zunächst darum gehen, die eigene Haltung gegenüber Vielfalt im Allgemeinen und Menschen mit Behinderung im Speziellen zu reflektieren und die eigenen Vorurteile zu bearbeiten; es müsse ein Erfahrungsaustausch stattfinden und neben den bislang üblichen Inhalten der Teamerschulungen müssten pflegerisches / medizinisch relevantes Grundwissen vermittelt und Beratungskompetenz (im Hinblick auf den Kontakt mit den Eltern) geschult werden. Als grundlegend wird auch hier wieder die Haltung jedes und jeder einzelnen Teamer/in betrachtet: es geht um eine Sensibilisierung und Bewusstmachung, aber auch um einen anderen Blick auf die eigene Arbeit, durch welchen klar wird, dass Inklusion nicht zwingend heißen muss, dass ab sofort alles ganz anders gemacht werden muss – sondern dass vor allem eine stärkere Subjektorientierung gefragt ist:

*„Eigentlich braucht’s gar nicht so viel, (...) gerade im Freizeitbereich ist es ja so, da hat man ja nicht ne homogene Gruppe, sondern immer ne heterogene Gruppe. So. Und die erweitert sich, also, wenn es Menschen mit Behinderung sind, die erweitert sich, wenn Leute dabei sind, die eben nicht gut Deutsch sprechen können... Also, das erweitert sich dadurch, wenn man jetzt inklusiv denkt. Und ich gehe immer davon aus, genau hinzugucken, was kann dieser Mensch, den ich mitnehme, und wo sind die Grenzen, wo braucht er Unterstützung, und wo gibt es was Gemeinsames. Und wenn man sich damit auseinandersetzt, kriegt man nen ganz anderen Blick und steht nicht davor – ,oh Gott oh Gott, das schaff ich nicht‘.“ (EBF)*

Es geht also zunächst einmal darum, eine Idee davon zu bekommen, was „Inklusion“ eigentlich heißt und wie sie sich in der konkreten Arbeit gestalten kann. Dabei ist es wichtig, die Perspektive von Menschen mit Behinderung einzubeziehen und nicht über sie, sondern mit ihnen zu sprechen und zu planen – ganz im Sinne des in der Behindertenrechtsbewegung proklamierten Mottos „Nothing about us without us“.

Mit Blick auf die Rahmenbedingungen während einer Reise wünschen sich die Träger mehr und kostengünstigere barrierefreie Unterkünfte. Zwar sind Aufenthalte zumindest aus Sicht einiger Träger auch in nicht-barrierefreien Häusern durchführbar, aber die Arbeit wird dadurch nur zusätzlich erschwert und Träger, die noch am Anfang ihres inklusiven Arbeitens stehen, werden dadurch eher abgeschreckt.

Außerdem wünschen sich die Befragten eine stärkere Vernetzung zwischen inklusiv arbeitenden Trägern, um Erfahrungen auszutauschen und so Anregungen für die eigene Arbeit zu gewinnen. So wäre es dann außerdem eher möglich, interessierte Jugendliche bzw. ihre Eltern an einen anderen Träger zu verweisen, wenn man selbst – aus welchen Gründen auch immer – in einem speziellen Fall den Wünschen oder Bedürfnissen nicht nachkommen kann. Eine stärkere Vernetzung auch mit Unterküften, Transportunternehmen (z.B. Busunternehmen) oder Anbietern von entsprechendem Equipment würde zudem viel Aufwand und Zeit in der Vorbereitung einer Reise sparen. Dementsprechend wurde von den befragten Trägern auch großes Interesse an der hier vorgestellten Studie und möglichen Folgeprojekten geäußert.

## **5.7 Zusammenfassung**

Die in diesem Kapitel dargestellten quantitativen Daten aus der Potenzialanalyse bieten einen Überblick darüber, welche der befragten Träger „inklusive arbeiten“ und skizzieren Rahmenbedingungen, Teilnehmende, Teams und das Feld der Elternarbeit. Sie zeigen Hinweise für weitere Fragestellungen und Entwicklungen auf. Die qualitativen Aussagen liefern auf unterschiedlichen Ebenen Informationen zu weiteren Bedingungen inklusiven Arbeitens.

Im Gesamtzusammenhang der quantitativen und qualitativen Erhebung wird von einem breiten Inklusionsverständnis ausgegangen, das weitaus mehr umfasst als das Erfüllen einer bestimmten Teilnahmequote von Menschen mit Behinderung an Angeboten des Reisens. So ist ein zentrales Ergebnis der mündlichen Befragung: Eine „inklusive Reise“ ist aus Sicht der Interviewten vor allem durch das gemeinsame Leben und Erleben von Kindern und Jugendlichen mit und ohne Behinderung gekennzeichnet, das von gegenseitigem Respekt geprägt ist und zu unterschiedlichen Lerneffekten bei allen Beteiligten führt.

Unterschiedliche Typen von Trägern bzw. Reisen in Bezug auf die Organisationsstruktur und Teilnehmergebung machen spezifische Herangehensweisen und damit verbundene Vorteile deutlich: Kooperationsmodelle zwischen Partnern aus den Bereichen Jugendarbeit und Behindertenhilfe ermöglichen einen erweiterten Zugang zu Teilnehmenden und den Transfer von Fachwissen und Erfahrungen aus dem je anderen Feld sowie Zugänge zu unterschiedlichen Fördermitteln. Ob eine Kooperation überhaupt – und wenn ja, welches Modell – jeweils möglich und sinnvoll ist, hängt dabei stark von den spezifischen Ausgangsbedingungen ab.

Herausforderungen und Hindernisse für Träger auf dem Weg zur Inklusion liegen auf unterschiedlichen Ebenen: Träger befürchten mitunter eine Überforderung, schätzen benötigte Kenntnisse im Umgang mit Menschen mit Behinderung und die eigene Kompetenz als nicht ausreichend ein. Teilnehmende haben zum Teil Berührungängste, Eltern fürchten, dass ihr Kind – mit oder ohne Behinderung – in diesem Rahmen nicht genug Aufmerksamkeit erfährt. Die Infrastruktur am Reiseziel begrenzt u.U. die Kapazitäten des Trägers, (mehr) Teilnehmende mit Behinderung mitnehmen zu können. Hindernisse bestehen auch, wenn die

Kosten der Ausgestaltung der Reise (Unterkunft, Betreuungs- und Pflegeaufwand, höherer Mitarbeiterschlüssel) vom Träger nicht gedeckt werden können bzw. auch die finanziellen Möglichkeiten der Teilnehmenden übersteigen; hier ist die finanzielle Situation Teilnehmender mit *und* ohne Behinderung zu berücksichtigen. Die bessere Information von Trägern, TeamerInnen und Eltern über Förderungsmöglichkeiten und die Öffnung bestimmter Finanzinstrumente für das hier beschriebene Anliegen könnte Finanzierungsschwierigkeiten abschwächen.

Perspektivisch rechnen die befragten Träger mit einer ansteigenden Nachfrage nach inklusiven Reiseangeboten, insbesondere im Zusammenhang mit der stärkeren Verbreitung des Gemeinsamen Unterrichts an Schulen. Der Blick der Träger auf ihre künftige Arbeit ist dabei tendenziell nach innen gerichtet (finanzielle Absicherung und Ausbau des Angebots), wenige beziehen sich auf die Zielrichtung eines Erfahrungstransfers inklusiver Arbeit nach außen.

Die meisten Bedarfe werden in der besseren Finanzierung der inklusiven Reisen gesehen. Die formale Ausgestaltung bestehender Förderinstrumente (z.B. für die Förderungswürdigkeit zu erfüllende Quoten, Verschiebung von Förderprioritäten) wird den Bedingungen und dem Selbstverständnis der Träger in einigen Fällen nur unzureichend gerecht. Die finanzielle Ausstattung der Reisen stellt jedoch einen zentralen Aspekt für weitere Implementierungsbemühungen dar. Inklusives Arbeiten müsse – so die von einigen Trägern geäußerte Meinung – auch finanziell attraktiv gemacht, statt durch formale Rahmenbedingungen erschwert werden. Weitere Bedarfe sehen die Befragten in der Gewinnung engagierter ehrenamtlicher MitarbeiterInnen sowie in der Schulung und Beratung von Teamern. Darauf bezogen geht es sowohl um die Reflexion der eigenen Haltung als auch um Kompetenzentwicklung der TeamerInnen, etwa zur Beratung von Eltern. Mehr barrierefreie, kostengünstige Unterkünfte sind ebenso eine Voraussetzung inklusiven Arbeitens. Die systematische Organisation eines Wissenstransfers zwischen inklusiv arbeitenden Trägern durch stärkere Vernetzung ist für die befragten Träger von großem Interesse und Bedeutung. Dabei müssen aber alle beteiligten Akteure von der Vernetzung profitieren können.

Das folgende Implementierungskonzept (s. Kapitel 6) greift die hier skizzierten Erkenntnisse auf und entwirft eine Struktur, die die Beratung, Begleitung und Vernetzung von Trägern vor dem Hintergrund strukturell unterschiedlicher Ausgangsbedingungen zu berücksichtigen vermag.

## 6. Ansatzpunkte eines möglichen Implementierungsprozesses

### 6.1 Vorbemerkung: Das Dilemma einer Konzeptformulierung

Eine der Referenzautorinnen in der Pädagogik, Annedore Prengel sieht, wie in Kapitel 3.2 expliziert, die inklusive Pädagogik vor der Herausforderung, kollektive Zuschreibungen aufzuheben und zugleich anhand bestimmter Differenzierungen überschaubare Gruppen zu bilden, um überhaupt arbeitsfähig zu sein.<sup>36</sup> Damit markiert sie ein Dilemma, in dem sich inklusive Praxis, aber auch die Inklusionsforschung permanent befinden (und das in Kapitel 5.2 bereits angesprochen wurde): Inklusion zu beschreiben, zu operationalisieren, gar messbar machen zu wollen, setzt voraus, dass Menschen anhand bestimmter Differenzlinien beschrieben und in Kategorien eingeordnet werden – ein Vorgang, der mit der Idee von „Inklusion“ in keiner Weise vereinbar ist. Diese Problemstellung gilt auch für den vorliegenden Bericht. Wie vielschichtig die Frage ist, was eine „inklusive Reise“ eigentlich ist, bzw. wann ein Reiseangebot als „inklusiv“ bezeichnet werden kann, wurde im vorangegangenen Kapitel 5 deutlich: Offensichtlich kann es nicht darum gehen, die Teilnehmenden mit und ohne Behinderung zu zählen und eine Quote festzulegen, die erfüllt sein muss, damit eine Reise „inklusiv“ ist; andererseits hilft es nicht weiter, wenn jeder Träger sein Angebot als „inklusiv“ bezeichnen kann, ohne bestimmte Mindestkriterien zu erfüllen. Eine Formulierung solcher Kriterien läuft wiederum Gefahr, dem Grundgedanken der Inklusion entgegenzustehen. Andreas Hinz ist sich dieser Problematik bewusst und schreibt dazu:

"Wie so oft führt das spezifische 'und' weiter als ein 'entweder-oder': So lange es um die gesellschaftliche Analyse von Marginalisierungsgefahren geht, ist es nicht nur legitim, sondern geboten, in Gruppenkategorien, auch im Sinne alltagstheoretischer 'Zwei-Gruppen-Theorien' zu denken und mit ihnen zu arbeiten. Gruppenbezogene Kategorisierungen bestehen auf gesellschaftlich-normativer Ebene, sie sind als Konstrukte vorhanden. Sobald es jedoch darum geht, wie Strukturen entwickelt und Interventionen geplant werden können, werden sie gefährlich, weil sie zu ihrer eigenen Zementierung beitragen, die Individualität der einzelnen Personen solchen Kategorien unterwerfen und damit Erwartungshorizonte massiv reduzieren - und da greift die scharfe Kritik, dass die Sprache des sonderpädagogischen Förderbedarfs ebenso diskriminierend sei wie sexistische und rassistische Sprache." (Hinz 2008, S.39f)<sup>37</sup>

In erkenntnistheoretischer Hinsicht kommt man also nicht umhin, auch mit konstruierten Kategorien zu arbeiten, die es handlungstheoretisch abzulehnen bzw. in der Praxis abzubauen gilt. Dementsprechend ist ein Implementierungskonzept in einer Weise zu formulieren, die auf den gewonnenen Erkenntnissen aufbaut und konkrete Schritte aufzeigt, bei aller Konkretisierung aber darauf verzichtet, mit Definitionen oder gar Kennzahlen zu arbeiten, welche die Konstruktion von gruppenbezogenen Kategorisierungen fortschreiben. Dies schließt auch mit ein, dass zwar Charakteristika einer inklusiven Arbeitsweise im Bereich des Kinder- und Jugendreisens genannt werden können, dass aber nicht klar definiert werden kann, was eine „inklusive“ Reise ist und was nicht. Wie die in Kapitel 5 dargestellten Ergebnisse deutlich gemacht haben, würde eine solche Definition auch der Vielgestaltigkeit

<sup>36</sup> vgl. Prengel, Annedore (2010): Inklusion in der Frühpädagogik. Bildungstheoretische, empirische und pädagogische Grundlagen. WiFF-Expertisen 5. München. S.7

<sup>37</sup> Hinz, Andreas (2008): Inklusion – historische Entwicklungslinien und internationale Kontexte. In: Hinz, Andreas / Körner, Ingrid / Niehoff, Ulrich (Hrsg.): Von der Integration zur Inklusion. Grundlagen – Perspektiven – Praxis. Marburg. S.33-53

des Arbeitsfeldes und den höchst unterschiedlichen Ausgangsbedingungen der Träger nicht gerecht.

## **6.2 Ansatzpunkte und Vorschläge für eine Implementierung**

Auf theoretischer Ebene sind Kinder- und Jugendarbeit und Inklusion bislang zwei zumeist getrennt voneinander geführte Diskurse. Dass in der Praxis dagegen bereits vielfältige Berührungspunkte bestehen, haben die dargestellten Ergebnisse der Potenzialanalyse deutlich gemacht. Für eine theoretische Fundierung inklusiven Kinder- und Jugendreisens und für eine reflektierte Weiterentwicklung der Praxis im Feld ist es unabdingbar, beide Diskurse zusammenzuführen, gemeinsam weiterzudenken und in der Praxis weiterzuentwickeln. Empfehlenswert ist, in einem ersten Schritt bestehende Konzepte und theoretische Modelle aus dem Inklusionsdiskurs auf die Jugendarbeit anzuwenden, zu überprüfen und für das pädagogische Kinder- und Jugendreisen anwendbar zu machen.

Mit dem „Index für Inklusion“ liegt ein Instrument vor, welches „die Folgen eines breiten, wertebasierten Ansatzes der Inklusion für die Praxis“ (Booth 2008, S. 67)<sup>38</sup> aufzeigt. Einrichtungen, die sich auf den „Weg zu mehr Inklusion und weniger Ausgrenzung“ (ebd.) machen, soll es Hilfestellung bieten. Neben dem aus England stammenden Index für Inklusion für Schulen (Booth/Ainscow 2000, 2002) und dem Index für Inklusion für Kindertageseinrichtungen (Booth/Ainscow/Kingston 2004, 2006) gibt es mittlerweile auch einen kommunalen Index für Inklusion, der auf inklusive Arbeit im Gemeinwesen zielt (Montag Stiftung 2011).<sup>39</sup> Der Index für Schulen wurde bereits in über 40 Sprachen übersetzt und in zahlreichen Einrichtungen auf der ganzen Welt zum Einsatz gebracht, und auch der Kommunale Index ist in Deutschland seit seinem Erscheinen im Jahr 2011 inzwischen weit verbreitet und als hilfreiches Mittel zur Selbstreflexion anerkannt (vgl. Platte 2012)<sup>40</sup>.

Der Index für Schulen und der Index für Kindertageseinrichtungen orientieren sich an einem Analyserahmen, der aus drei Dimensionen besteht<sup>41</sup>: es sind die in Kapitel 3 bereits genannten Dimensionen ‚inklusive Kulturen‘, ‚inklusive Strukturen‘ und ‚inklusive Praktiken‘. *Inklusive Kulturen* sind vor allem geprägt von inklusiven Werthaltungen und bilden damit die Grundlage für die Veränderung von Strukturen und die Entwicklung der Praxis. *Inklusive Praxis* ist das für alle Beteiligten unmittelbar erlebbare und sich stetig weiter entwickelte

---

<sup>38</sup> Booth, Tony (2008): Ein internationaler Blick auf inklusive Bildung: Werte für alle? In: Hinz, Andreas / Körner, Ingrid / Niehoff, Ulrich (Hrsg.): Von der Integration zur Inklusion. Grundlagen – Perspektiven – Praxis. Marburg. S. 53-73

<sup>39</sup> Booth, Tony / Ainscow, Mel (2000, 2002): The Index for Inclusion. Developing Learning and Participation in Schools. Bristol // Booth, Tony / Ainscow, Mel / Kingston, Denise (2004, 2006): The Index for Inclusion. Developing Play Learning and Participation in Early Years and Childcare. Bristol // Montag Stiftung Jugend und Gesellschaft (2011): Inklusion vor Ort. Der kommunale Index für Inklusion - ein Praxishandbuch. Bonn/Berlin

<sup>40</sup> Platte, Andrea (2012, im Erscheinen): Inklusive Bildung als internationale Leitidee und pädagogische Herausforderung. In: Balz, Hans-Jürgen / Benz, Benjamin / Kuhlmann, Carola (Hrsg.): Soziale Inklusion: Grundlagen, Strategien und Projekte in der Sozialen Arbeit. Wiesbaden. S. 96-110.

<sup>41</sup> Im Kommunalen Index „Inklusion vor Ort“ werden diese drei Dimensionen ersetzt durch die drei Teilbereiche „Unsere Kommune als Wohn- und Lebensort“, „Inklusive Entwicklung unserer Organisation“ und „Kooperation und Vernetzung unserer Kommune“. Damit werden die Dimensionen jedoch nicht abgelöst, sondern für die Arbeit im Gemeinwesen nutzbar gemacht.

Resultat einer Reflexion der Haltungen und Handlungen und einer entsprechenden Veränderung derselben. *Inklusive Strukturen* sind in mancherlei Hinsicht Voraussetzung für inklusive Praxis – zugleich besteht jedoch die Gefahr, dass ihr Fehlen als Grund dafür vorgeschoben wird, nicht inklusiv arbeiten zu können. Eine Umsetzung inklusiver Pädagogik setzt voraus, dass alle drei Dimensionen reflektiert und bearbeitet werden.

Dementsprechend stehen auch Träger und TeamerInnen des Kinder- und Jugendreisens, die für sich in Anspruch nehmen, „inklusiv“ zu arbeiten bzw. „inklusive“ Reisen anzubieten, vor der notwendigen Herausforderung, ihr Selbstverständnis und ihre je eigenen Haltungen, ihre organisatorischen Strukturen, ihre pädagogische Praxis etc. zu hinterfragen und stetig weiter zu entwickeln. Die Auseinandersetzung mit den eigenen Kulturen, Strukturen und Praktiken stellt die nicht hintergehbare Mindestanforderung an inklusives Arbeiten auch im Bereich des Kinder- und Jugendreisens dar.

Der dreidimensionale Analyserahmen lässt sich auf den Bereich des Kinder- und Jugendreisens übertragen und auf Grundlage des in der Potenzialanalyse gewonnenen Materials mit Bedeutung füllen. Insofern eignet er sich für die Beschreibung und Reflexion der Arbeit im Feld des Kinder- und Jugendreisens. Allerdings ist eine solche Selbstreflexion der Träger und TeamerInnen keineswegs selbstverständlich, sondern durchaus anspruchsvoll.

#### *(1) Entwicklung einer Arbeitshilfe*

Ein erster und zentraler Schritt für die Weiterentwicklung der einzelnen Träger und damit der gesamten Szene des Kinder- und Jugendreisens ist es daher, Träger und TeamerInnen zu einer solchen Reflexion zu motivieren, sie anzuleiten und dabei zu begleiten. Unter Zuhilfenahme der in dieser Studie gewonnenen Erkenntnisse und des Index für Inklusion wäre dazu eine Arbeitshilfe zu erstellen, die – den Prinzipien der Arbeit mit dem Index folgend – konkrete Fragen zu unterschiedlichsten Aspekten des Kinder- und Jugendreisens auf allen drei Dimensionen formuliert und anhand von Praxisbeispielen aus dem Kinder- und Jugendreisen konkretisiert. Dabei ist die Entwicklung einer solchen Arbeitshilfe im Austausch mit der Praxis zu generieren, auf ihre Anwendbarkeit zu prüfen und weiterzuentwickeln. Sie ist außerdem einer intensiven Testphase zu unterziehen, in der Träger, die nicht an ihrer Entwicklung beteiligt waren, sie in ihrer Arbeit zur Anwendung bringen können.

Für Träger, die noch vor der Entscheidung stehen, künftig inklusiv zu arbeiten, kann die Arbeitshilfe eine Unterstützung dabei sein, die zunächst möglicherweise unüberwindbar scheinenden Hürden, die mit dem Thema „Inklusion“ verbunden werden, zu benennen und handhabbar zu machen. Durch gezielte Fragestellungen kann der Fokus auf den oder die einzelne Teilnehmende/n und seine/ihre individuellen Bedarfe sowie die dafür zur Verfügung stehenden Mittel und Wege gerichtet werden. (vgl. S. 49)

Mit einer in der beschriebenen Art offen – d.h. mit Fragen anstelle von Indikatoren oder Zielvorgaben – gestalteten Arbeitshilfe sollte es möglich sein, den höchst unterschiedlichen Ausgangsbedingungen der verschiedenen Träger gerecht zu werden – ganz im Sinne von Tony Booth, der schreibt:

„Die Berücksichtigung inklusiver Werte führt zu erhöhter Vorsicht bei der Verwendung von Begriffen, deren Bedeutung von den Werten abhängt, die wir ihnen beimessen. Die ‚qualitative Erziehung‘ oder die ‚gute Schule‘ einer Person kann einen Bildungsabtraum für eine andere Person bedeuten. Ich ziehe es vor, von ‚lehrreicher Praxis‘ zu sprechen, was jene, die den Begriff benutzen, dazu anregt, über ihre eigene Praxis nachzudenken und ihn zu ihren eigenen Werten in Beziehung zu setzen. (...) Entwicklung ist ein weiterer Begriff, dessen Bedeutung an Werte geknüpft werden sollte. Ich sehe Entwicklung als eine ‚systematische Veränderung in Übereinstimmung mit inklusiven Werten‘.“ (Booth 2008, S. 66f)<sup>42</sup>

### *(2) Begleitung von Trägern bei der Erprobung der Arbeitshilfe*

Zu empfehlen ist weiterhin die Begleitung der Träger, die sich in der „Modellphase“ der Arbeitshilfe (und evtl. darüber hinaus) entweder der Reflexion ihrer bisherigen Arbeit stellen oder sich mithilfe des Materials auf den Weg zu inklusivem Arbeiten machen wollen. Dies wäre Aufgabe einer wissenschaftlichen Begleitung, welche dabei zu beobachten und zu analysieren hätte, welche Strategien die Träger in ihrer je spezifischen Situation entwickeln, welche Prozesse in Gang kommen und an welchen Punkten sie ggf. scheitern oder ins Stocken geraten. Dabei ist eine Prozessbegleitung im Sinne einer formativen Evaluation sinnvoll.

### *(3) Analyse der Beratungs- und Schulungsbedarfe der Träger, Entwicklung entsprechender Formate bzw. Vernetzung bestehender Angebote*

Die in Kapitel 5.4 dargestellten Typen bilden vier bzw. fünf Arbeitsformen ab, die unter den hier befragten Trägern identifiziert werden konnten. Es ist selbstverständlich denkbar, dass in der Praxis weitere Modelle von Kooperationen und Arbeitsweisen existieren. Deutlich wird aber bereits anhand dieser Typen, wie unterschiedlich die Herangehensweisen an das Thema Inklusion sind und wie eng diese mit den jeweils spezifischen Ausgangsbedingungen der Träger verknüpft sind.

Eine Analyse der Bedarfe der Träger muss diesen Umstand berücksichtigen und entsprechende Angebote entwickeln. Dabei ist es hilfreich, zunächst auf die bislang identifizierten Typen zurückzugreifen (vgl. S.42/43):

- So ist beispielsweise denkbar, dass Träger, die (aktuell) dem Typ D entsprechend arbeiten (Kooperation zweier Träger mit gemeinsamen und getrennten Programmelementen während der Reise), vor allem vor der Frage stehen, wie sie das Programm so gestalten, dass gemeinsame und getrennte Programmelemente gut zusammenpassen, und wie die Gruppendynamik so gestaltet werden kann, dass trotz der teilweisen Separierung beider Gruppen dennoch ein „Miteinander“ aller Teilnehmenden entsteht.
- Letztere Frage stellt sich auch und in noch verschärftem Maße für Träger, die entsprechend dem Typ E, also mit nur punktuellen Programmüberschneidungen mit dem Kooperationspartner, arbeiten.

---

<sup>42</sup> Booth, Tony (2008): Ein internationaler Blick auf inklusive Bildung: Werte für alle? In: Hinz, Andreas / Körner, Ingrid / Niehoff, Ulrich (Hrsg.): Von der Integration zur Inklusion. Grundlagen – Perspektiven – Praxis. Marburg. S. 53-73

- Für Träger, die miteinander kooperieren und dabei ein gemeinsames Team bilden, welches eine gemeinsame Reise gestaltet (Typ C), ist möglicherweise der Teambuilding-Prozess eine besondere Herausforderung. Es geht darum, die TeamerInnen, die aus unterschiedlichen Kontexten kommen, Fachwissen und unterschiedliche Vorerfahrungen mitbringen, möglicherweise auch ganz unterschiedliche Vorstellungen von einer Reise haben, so zusammen zu bringen, dass alle bestmöglich davon profitieren und eine Zusammenarbeit „auf Augenhöhe“ stattfindet. Eine ausgeprägte Kommunikationskultur und ein hohes Maß an Transparenz sind wichtige Voraussetzung dafür.
- Wer sich der Herausforderung inklusiver Arbeit ohne Kooperationspartner stellt – was je nach Ausgangsbedingungen der am besten geeignete Weg sein kann – hat tendenziell ganz andere Fragen: Wie gewinnen wir Teilnehmende mit und ohne Behinderung und welchem Maß an Heterogenität der Gruppe können wir als Team gerecht werden? Auf welchem Weg eignen wir uns das nötige Wissen und die nötigen pflegerischen Fertigkeiten an, um die spezifischen Bedarfe der Teilnehmenden decken zu können?

Einige Fragestellungen dürften für alle Träger gleichermaßen relevant sein, unabhängig von ihrer konkreten Arbeitsweise: Dies betrifft vor allem Fragen bezüglich der Finanzierungs- und Fördermöglichkeiten für inklusive Reisen, aber auch die Schulung von Beratungskompetenz der TeamerInnen, welche für die Zusammenarbeit mit den Eltern gerade bei inklusiven Reisen von großer Bedeutung ist.

Entsprechende Schulungs- und Beratungsangebote für diese spezifischen und allgemeinen Bedürfnisse der Träger zu entwickeln, bzw. bereits bestehende Angebote zu bündeln und einem breiteren Spektrum an Trägern zugänglich zu machen, ist ein drittes Element des Implementierungskonzepts.

#### *(4) Kooperationen ermöglichen und fördern*

Die in Kapitel 5.4 dargestellten Typen C, D und E können – in umgekehrter Reihenfolge – auch als Stadien einer fortschreitenden Entwicklung hin zu inklusiver Arbeit betrachtet werden. So ist für Träger, die sich erst auf den Weg in Richtung Inklusion machen wollen, die „punktueller“ Kooperation mit einem anderen Träger möglicherweise der einfachste Einstieg, um erste Erfahrungen zu sammeln. Bei gelingender Kooperation könnte dann über eine gemeinsame Reise mit zwei Teams, die gemeinsame und getrennte Programmelemente gestalten (Typ D) allmählich Typ C erreicht werden: eine Reise, eine Gruppe, ein Team, ein Programm.

Um einen solchen Prozess zu ermöglichen, ist eine gelingende Kooperation zweier Träger aus den Bereichen der Jugendarbeit und der Behindertenhilfe unabdingbar. Diese anzubahnen, den Einstieg in die gemeinsame Arbeit zu moderieren und zu begleiten, ist ein weiteres Element eines Implementierungskonzepts. Denkbar wäre dafür zunächst eine Partnerbörse o.ä., auf der Träger – und vor allem: die für den Träger stehenden *Personen* – sich kennen

lernen und gemeinsame Interessen und Ziele sowie mögliche komplementäre Vorerfahrungen und Ressourcen eruieren können.

#### *(5) Netzwerkarbeit*

Zur Förderung und Entwicklung solcher Kooperationen, aber auch zur Weiterentwicklung von eigenständig arbeitenden Trägern und damit letztlich der gesamten Szene des inklusiven Kinder- und Jugendreisens, ist eine engere Vernetzung der Träger untereinander anzustreben. In den Interviews und auch im Rahmen des durchgeführten Workshops wurde deutlich, dass die bereits inklusiv arbeitenden Träger einander kaum kennen und großes Interesse an einem Erfahrungsaustausch und der Weiterentwicklung ihrer pädagogischen Arbeit haben. Nur in wenigen Bereichen – beispielsweise innerhalb der evangelischen Jugendarbeit – bestehen bereits mehr oder weniger institutionalisierte Netzwerke oder Arbeitskreise speziell zum Thema Kinder- und Jugendreisen. Die Offenheit, sich auch mit Trägern aus anderen Bereichen auszutauschen und zusammenzuarbeiten scheint jedoch vor allem bei kleineren, lokal arbeitenden Trägern stark ausgeprägt zu sein. Allerdings fehlen hierfür entsprechende organisierte Plattformen.

Darüber hinaus wird aber auch eine bessere Vernetzung mit geeigneten Unterkünften, Transportunternehmen (bspw. für Reisebusse) und Ausstattern bzw. Verleihern von entsprechendem Equipment als wünschenswert erachtet, weil die Vorbereitung einer Reise damit vereinfacht würde. (vgl. S.50)

Fünftes Element des Implementierungskonzepts ist daher eine konzentrierte Netzwerkarbeit, die die Bedarfe der Akteure aufgreift, systematisiert und Angebote entwickelt, innerhalb derer diese Bedarfe bearbeitet werden können. So ist beispielsweise denkbar, dass die Träger gemeinsam den Kontakt zu Unterkünften, Transportunternehmen und Ausstattern suchen und in einem geeigneten Format institutionalisieren.

#### *(6) Forschung*

Die Forschungslage zu inklusiven Kinder- und Jugendreisen ist bislang noch sehr überschaubar. Die meisten Publikationen bestehen aus Erfahrungsberichten einzelner Träger oder Verbände. Empirische Studien zu Konzeptionen, Rahmenbedingungen oder zur Angebotslage inklusiver Reisen gibt es bisher nicht bzw. kaum, ebenso fehlt die wissenschaftliche Auseinandersetzung mit der Adressatenperspektive, d.h. den spezifischen Erwartungen, Bedürfnissen und Ängsten der TeamerInnen, der Eltern und der TeilnehmerInnen.

Die hier dargestellten Ergebnisse der Potenzialanalyse können nur wenige dieser Lücken ansatzweise füllen, weisen jedoch deutlich auf sich anschließende Forschungsfragen hin. Neben der oben beschriebenen wissenschaftlichen Begleitung eines Implementierungsprozesses bestehen daher weitere Forschungsinteressen:

- Eine breiter angelegte Erhebung des bislang bestehenden Angebots inklusiver Reisen, welche die Rahmenbedingungen und die konkrete Ausgestaltung der Reisen in Vorbereitung und Durchführung detaillierter erfasst, würde den Blick auf die „Szene“

weiter schärfen und dabei helfen, bestehende Bedarfe genauer identifizieren zu können.

- Ein tiefergehender qualitativer Blick auf die als „inklusive“ herausgestellten Reiseangebote unter Einbezug der Beteiligten sollte dazu führen, die Qualität inklusiver Praxis zunächst zu beschreiben und darauf aufbauend Maßstäbe zu formulieren.
- Für ein realistisches Bild des Angebots, der Ausgestaltung und der Bedarfe wäre dabei die Perspektive der Eltern und der Teilnehmerinnen und Teilnehmer – mit und ohne Behinderung – unbedingt mit einzubeziehen. Ihre Wahrnehmungen, Erfahrungen und Bedarfe müssen an zentraler Stelle in Überlegungen für weitere Entwicklungsschritte einfließen. Dies wäre auch für die Entwicklung der Arbeitshilfe notwendig, da sich Inklusion immer und zu allererst unter Partizipation aller Beteiligten gestaltet.

Die aufgeführten fünf bzw. sechs Elemente des Implementierungskonzepts spiegeln wiederum die drei Dimensionen des Analyserahmens wieder: Die zu erarbeitende Arbeitshilfe soll Träger zur Reflexion anregen und damit zuallererst ihre je eigene *inklusive Kultur* entwickeln. Die Begleitung von Trägern auf diesem Weg, die Eruiierung ihrer Schulungs- und Beratungsbedarfe und die Bereitstellung eines entsprechenden Angebots stehen unmittelbar mit der konkreten *inklusive Praxis* der Träger in Zusammenhang. Die Förderung von Kooperationen und die Netzwerkarbeit schließlich bearbeiten die Frage nach *inklusive Strukturen*. Die begleitende und darüber hinaus gehende Forschung knüpft an allen drei Dimensionen an und verbindet sie in ihren Fragestellungen miteinander.

## 7. Abschließende Bemerkungen

„Im gemeinsamen Leben entsteht Normalität.“ – Dieses Zitat aus einem Interview bringt auf den Punkt, welches Potenzial inklusives Kinder- und Jugendreisen beinhaltet: Im gemeinsamen Leben in alltäglichen Situationen – wie beim gemeinsamen Einkaufen, der Zubereitung von Mahlzeiten, dem Küchendienst nach dem Mittagessen – und im gemeinsamen Erleben außergewöhnlicher Situationen – während des Ausflugs zur Robbenbank, bei starkem Wellengang auf dem Segelboot, beim Discoabend oder nachts am Lagerfeuer – entsteht für die Teilnehmenden über Differenzlinien hinweg Normalität und Unbefangenheit im Umgang miteinander. Unter den Bedingungen des formalen Bildungssystems, aber auch kurzzeitiger Freizeitangebote am Nachmittag dürfte ein solcher Effekt in dieser Intensität nur schwer erreichbar sein. Dass dies allerdings nicht von selbst und quasi automatisch gelingt, wurde in den Interviews an vielen Stellen deutlich.

Das Reiseangebot von Trägern in Nordrhein-Westfalen, die in dieser Weise arbeiten, ist nach den Erkenntnissen dieser Potenzialanalyse zwar vorhanden, aber noch deutlich ausbaufähig. Die Offenheit, sich auf den Weg hin zu mehr Inklusion zu machen, scheint bei vielen Trägern gegeben zu sein, wird jedoch oftmals durch die Angst vor Überforderung überdeckt oder aufgrund äußerer Rahmenbedingungen ausgebremst. Die Ausgangsbedingungen bei den einzelnen Trägern sind in hohem Maße unterschiedlich, dementsprechend vielfältig sind auch die Herangehensweisen und Erfahrungen der Träger.

Ein Konzept zur weiteren Implementierung des Inklusionsgedankens und einer spezifischen Inklusionspraxis in das Kinder- und Jugendreisen in NRW muss diesem Umstand Rechnung tragen und in seinen einzelnen Elementen selbst im eingangs beschriebenen Sinne „inklusiv“ vorgehen:

- Es muss *partizipativ* ausgerichtet sein und *alle* Beteiligten mit einbeziehen.
- Es muss eine Zielrichtung verfolgen und Anforderungen stellen, ohne dabei durch strikte und eindimensionale Vorgaben Spielräume für individuelle Gestaltung einzunengen und die Vielfalt der Ausgangsbedingungen zu missachten (im Sinne der *Adaptability*).
- Es muss Angebote vorhalten bzw. entwickeln, die für die Träger annehmbar sind (im Sinne der *Acceptability*) und die sie mit den ihnen zur Verfügung stehenden Mitteln in ihre Arbeit integrieren können (im Sinne der *Accessibility*).
- Es muss in seiner strukturellen Ausgestaltung die vielfältigen institutionellen und organisatorischen Arbeitsbedingungen der Träger berücksichtigen und diesbezügliche Bedarfe der Träger aufgreifen (im Sinne der *Availability*).

Mit den vorgeschlagenen fünf bzw. sechs Schritten sollte dies gelingen. Die Strategie für inklusives Kinder- und Jugendreisens ist zudem anschlussfähig und u.U. übertragbar auf andere Teilbereiche der Kinder- und Jugendarbeit in Nordrhein-Westfalen.

**Literatur**

- BEAUFTRAGTE DER BUNDESREGIERUNG FÜR DIE BELANGE BEHINDERTER MENSCHEN (2009): Alle inklusive! Die neue UN-Konvention ...und ihre Handlungsaufträge. Ergebnisse der Kampagne alle inklusive! Berlin
- BEAUFTRAGTER DER LANDESREGIERUNG FÜR DIE BELANGE DER MENSCHEN MIT BEHINDERUNG IN NORDRHEIN-WESTFALEN (LBB NRW) (2011): Inklusion macht die Gesellschaft reicher. Durchsetzen, mitwirken, anregen. Düsseldorf
- BOOTH, TONY / AINSCOW, MEL (2000, 2002): The Index for Inclusion. Developing Learning and Participation in Schools. Bristol
- BOOTH, TONY / AINSCOW, MEL (2000, 2002): The Index for Inclusion. Developing Learning and Participation in Schools. Bristol (Deutsche Fassung: Boban, Ines / Hinz, Andreas (Hrsg.) (2003): Index für Inklusion. Lernen und Teilhabe in der Schule der Vielfalt entwickeln. Halle/Saale)
- BOOTH, TONY (2008): Ein internationaler Blick auf inklusive Bildung: Werte für alle? In: Hinz, Andreas / Körner, Ingrid / Niehoff, Ulrich (Hrsg.): Von der Integration zur Inklusion. Grundlagen – Perspektiven – Praxis. Marburg. S. 53-73
- BUSCHMANN, MIRJA (2009): Das Wissen zur Kinder- und Jugendarbeit. Die empirische Forschung 1998-2008. Ein kommentierter Überblick für die Praxis. Herausgegeben vom Arbeitskreis G5. Neuss.
- BUSCHMANN, MIRJA (2010): Kapuzenpulli meets Nadelstreifen. Herausgegeben vom Arbeitskreis G5. Neuss.
- DEUTSCHE UNESCO-KOMMISSION E.V. (DUK) (2009): Inklusion: Leitlinien für die Bildungspolitik. Abrufbar unter: <http://www.unesco.de/index.php?id=4162> (29.05.2012)
- DEUTSCHES ROTES KREUZ (2012): Inklusive Schule – Beiträge der Jugendsozialarbeit. Handreichung. Berlin.
- EUROPARAT / EUROPÄISCHE UNION (2011): Pathways 2.0 – Wege zur Anerkennung von nicht formalem Lernen / nicht formaler Bildung und Jugendarbeit in Europa. Abrufbar unter: <http://www.jugendfuereuropa.de/informationsangebote/publikationen/> (28.05.2012)
- HAFENEGER, BENNO (1998): Der pädagogische Bezug. Thesen zur Standortbestimmung einer vernachlässigten Dimension der Jugendarbeit. In: Kiesel, Doron / Scherr, Albert u.a.: Standortbestimmung Jugendarbeit. Theoretische Orientierungen und empirische Befunde. Schwalbach/Ts. S. 104-126
- HINZ, ANDREAS (2008): Inklusion – historische Entwicklungslinien und internationale Kontexte. In: Hinz, Andreas / Körner, Ingrid / Niehoff, Ulrich (Hrsg.): Von der Integration zur Inklusion. Grundlagen – Perspektiven – Praxis. Marburg. S.33-53
- ILG, WOLFGANG (2008): Evaluation von Freizeiten und Jugendreisen. Einführung und Ergebnisse zum bundesweiten Standard-Verfahren. aeJ-Studien 7. Hannover
- ILG, WOLFGANG / DIEHL, MICHAEL (2011): Jugendgruppenfahrten im Spiegel mehrebenenanalytischer Untersuchungen. Erfahrungen mit vernetzter Selbstevaluation in non-formalen Bildungssettings. In: Zeitschrift für Evaluation, Heft 10, S. 225-248
- LIEBOLD, RENATE / TRINCZEK, RAINER (2002): Experteninterview. In: Kühl, Stefan / Strodtholz, Petra (Hrsg.): Methoden der Organisationsforschung. Ein Handbuch. Hamburg. S.33-71
- MAYRING, PHILIPP (2007): Qualitative Inhaltsanalyse. Grundlagen und Techniken (7. Auflage, erste Auflage 1983). Weinheim
- MEUSER, MICHAEL / NAGEL, ULRIKE (1997): Das ExpertInneninterview. Wissenssoziologische Voraussetzungen und methodische Durchführung. In: Friebertshäuser, Barbara / Prengel, Annedore (Hg.): Handbuch Qualitative Forschungsmethoden in der Erziehungswissenschaft. Weinheim und Basel. S.481-491.

- MONTAG STIFTUNG JUGEND UND GESELLSCHAFT (2011): Inklusion vor Ort. Der kommunale Index für Inklusion - ein Praxishandbuch. Bonn/Berlin
- PETERS, HEIKE / OTTO, STEPHANIE / ILG, WOLFGANG / KISTNER, GÜNTER (2011): Evaluation von Kinderfreizeiten. Wissenschaftliche Grundlagen, Ergebnisse und Anleitung zur eigenen Durchführung. Hannover
- PLATTE, ANDREA (2012, im Erscheinen): Inklusive Bildung als internationale Leitidee und pädagogische Herausforderung. In: Balz, Hans-Jürgen / Benz, Benjamin / Kuhlmann, Carola (Hrsg.): Soziale Inklusion: Grundlagen, Strategien und Projekte in der Sozialen Arbeit. Wiesbaden. S. 96-110.
- PRENGEL, ANNEDORE (2010): Inklusion in der Frühpädagogik. Bildungstheoretische, empirische und pädagogische Grundlagen. WiFF-Expertisen 5. München
- SPATSHECK, CHRISTIAN (2005): Jugendarbeit im beginnenden 21. Jahrhundert. Zentrale Kriterien für eine fachlich fundierte Positionierung. In: Neue Praxis, Heft 5, S. 510-521
- THIMMEL, ANDREAS (2011): Stellenwert von Freizeiten für Kinder – wissenschaftliche und politische Begründungslinien. In: Peters, Heike / Otto, Stephanie / Ilg, Wolfgang / Kistner, Günter: Evaluation von Kinderfreizeiten. Wissenschaftliche Grundlagen, Ergebnisse und Anleitung zur eigenen Durchführung. Hannover. S.143-151
- THOLE, WERNER (2000): Kinder- und Jugendarbeit: Eine Einführung. Weinheim
- VOIGTS, GISELA (2012): Inklusion als handlungsleitendes Ziel der Kinder- und Jugendarbeit. Die UN-Konvention über die Rechte von Menschen mit Behinderungen fordert positiv heraus. In: deutsche jugend, Heft 4, S.166-173
- WITZEL, ANDREAS (2000): Das problemzentrierte Interview. Forum: Qualitative Social Research, Vol.1, No. 1, Art. 22. Abrufbar unter: <http://www.qualitative-research.net/index.php/fqs/article/view/1132/2519> (28.05.2012)